10
2

Landes-
bibliothek
[illegible]

2027
C IIIa
32

Ernestine

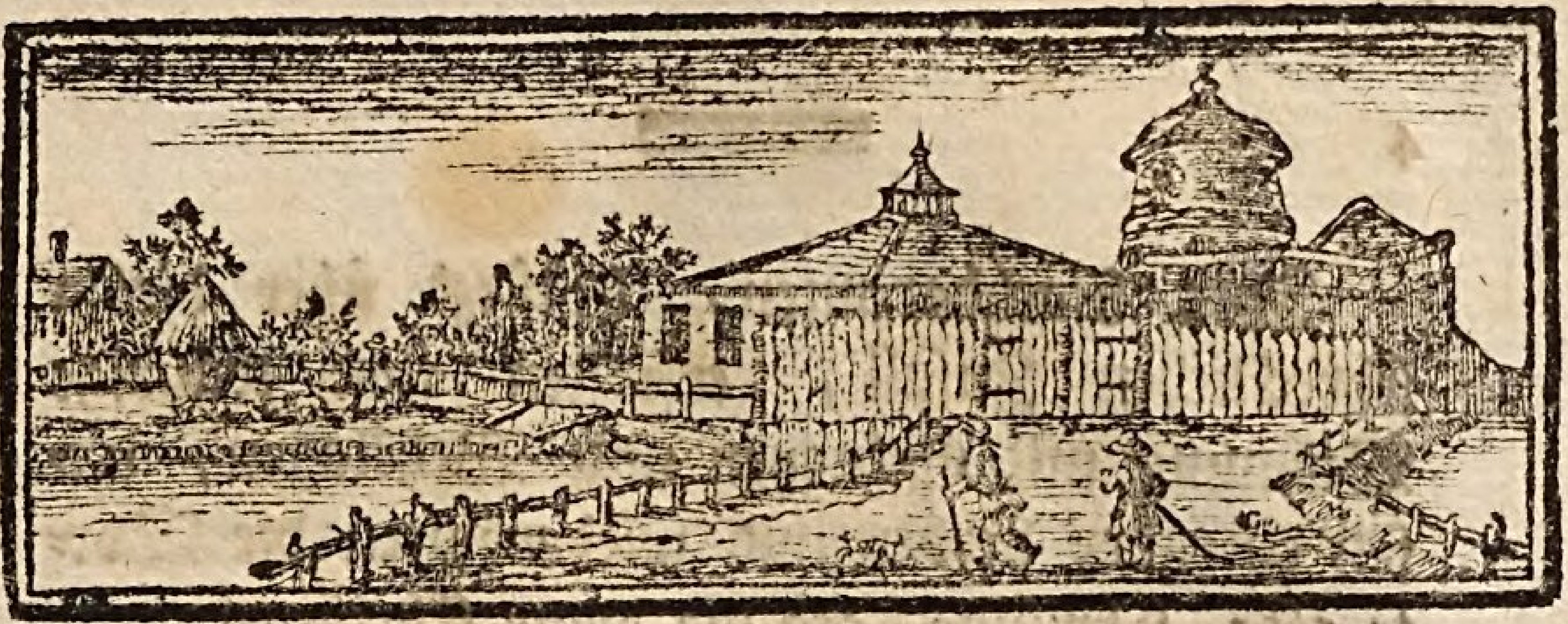
ein

Roman

Aus dem Französischen
der Madam Riccoboni
übersetzt
von H**

Frankfurt und Leipzig,
in Kommißion bey H. L. Brönner.
1781.

Coburger
Landes=
Bücherei



Ein fremdes Frauenzimmer, welches vor drey Monaten zu Paris angekommen, jung, wohlgemacht, aber arm und unbekannt war, bewohnte zwey kleine Stuben in der Vorstadt St. Antoine. Ihre Beschäftigung bestand in Stickereyen, womit sie sich den nothdürftigen Unterhalt zu verschaffen suchte. Als diese Person eines Abends von dem Verkauf eines Stücks Arbeit wieder nach Hause kam, befand sie sich sehr übel; man gab ihr zwar Arzney, und suchte das Uebel zu heben: allein vergebens. Sie starb, ohne den Gebrauch ihrer Sinnen wieder erlangt, noch einige Nachricht von ihrer Herkunft zurückgelassen zu haben.

Ihre Nachbarinnen, bestürzt über diesen schrecklichen Zufall, erfüllten ihre traurige Wohnung mit Schreyen und Wehklagen, riefen einander herbey und wiederholten die Worte oft: Christine, ach die arme Christine!

Eine Bürgersfrau, deren Garten auf das Haus sties, aus welchem dieses Geschrey kam, eilte, durch das Verlangen gereizt, denen etwa nüzlich zu seyn, welche so sehr jammerten, herbey, um die Ursache dieses Geschreys zu erfahren. Man erzählte ihr den Zufall. Während der Erzählung erblickte sie ein kleines Mädgen von drey bis vier Jahren. Dieses unschuldige Geschöpf stand bey der Toden, zupfte sie an dem Rocke, und rief immer: Mutter erwachet! Liebe Mutter, erwachet doch!

Das Herz der edlen Nachbarin wurde bey dieser Scene von Mitleid durchdrungen; sie trat zu der Kleinen hin, nahm sie auf ihre Armen, und suchte sie liebreich zu beruhigen. Die Schönheit des Kindes verdoppelte ihre Zärtlichkeit. Sie ließ einen Gerichtsbedienten herbey rufen, dem sie die Beerdigungskosten der Unbekannten bezahlte; und, nachdem sie alle diejenigen Maasregeln genommen hatte, die zu ihrem Vorhaben, die junge Waise zu sich zu nehmen, nöthig waren; so faßte sie das

Mädgen

Mädgen bey der Hand, und führte es mit sich nach Hause.

Die Frau, deren gutes Herz durch diese menschenfreundliche Handlung sich so thätig bewies, war Madam Düfresnoi, die Wittwe eines nicht sonderlich reichen Kaufmannes. Sie hatte sich mit den Kindern ihres Mannes erster Ehe verglichen, und, zufrieden mit drey tausend Livres lebenslänglicher Renten, denenselben ihre ziemlich beträchtlichen Ansprüche an die Erbmasse abgetreten. Dieses grosmüthige Betragen verschaffte ihr das Vergnügen, die Töchter eines rechtschaffenen Mannes, dessen Andenken ihr theuer war, anständig versorgt zu sehen.

Die kleine Unbekannte hies Ernestine. Sie war eine Deutsche, und, wie es schien, von nicht geringer Herkunft. Sie konnte sich nur mit Mühe in der französischen Sprache ausdrücken; indessen schloß man doch so viel aus ihren Reden, daß ein liebloser Ehegatte die unglückliche Christine genöthiget hatte, ihre Heymath und ihr Vaterland zu verlassen; mehr erfuhr man niemals.

Ernestine beweinte ihre Mutter herzlich, und verlangte in den ersten Tagen nach ihrem Tode sehr oft nach ihr. Endlich vergaß

sie dieselbe, wuchs auf, bildete sich, und wurde schön. Ihr schlanker, proporzionirlicher Wuchs, ihre glühenden schwarzen Augen, ihr schönes dunkelaschfarbiges Haar, ihre weisen wohlgeordneten Zähne, ihr süßes, einnehmendes Lächeln, ihre Freundlichkeit, und ihr natürlicher guter Verstand, machten sie schon in ihrem zwölften Jahre zu einem reizenden Mädgen. Sie erhielt nur eine gemeine Erziehung; aber sie lernte Tugend und Eingezogenheit schäzen, und Ehrliebe für ihre vornehmste Pflicht ansehen. Allein, da bey dieser Lebensart sich ihre Begriffe nicht genug erweitern konnten; so erlangte sie wenig Weltkenntnis, und blieb lange in jener zwar ruhigen, aber gefährlichen Unwissenheit des Lasters, welche, da sie unsern Geist von Furcht und Mißtrauen gänzlich entfernt, uns verleitet, Andere nur nach uns selbst zu beurtheilen, und alle Menschen als Geschöpfe zu betrachten, die immer bereit sind, uns zu lieben und sich uns zu verbinden.

Madam Dúfresnoi, die diesem Mädgen zärtlich ergeben war, dachte mit Betrübnis an Ernestinens künftiges Schicksal, und wie es ihr ergehen möchte, wenn der Tod ihrer Freundin sie hülflos zurückliese. Da sie aber kein

Mittel

Mittel fand, ihr ein dauerhaftes Glück zu verschaffen; so suchte sie doch zum wenigsten ihr so viel Geschicklichkeit beyzubringen, daß sie sich dereinst die Bedürfnisse des Lebens, und sogar mit einiger Bequemlichkeit, verschaffen könnte. Sie erwählte zu dem Ende die Miniaturmalerey, und lies sie durch einen geschickten Maler im Zeichnen unterrichten. Ernestine, die ohnehin aufmerksam, verständig und gelehrig war, bezeigte vielen Fleiß und gute Gaben, vervollkommnete sie, that merkliche Fortschritte, und lies bereits viele Geschicklichkeit von sich blicken, als Madam Düfresnoi, von einem bösartigen Fieber unvermuthet ergriffen, sich in kurzer Zeit dem Tode näherte. Sie starb am fünften Tage ihrer Krankheit.

Henriette Dümenil, die Schwester des Malers, war seit geraumer Zeit der Madam Düfresnoi vertraute Freundin. Sie wohnten ganz nahe beysammen, und sahen sich oft. Henriette hatte etwa dreyßig Jahre. Da sie von einer Anverwandtin erzogen worden, die eine reiche und erfahrne Frau war: so verband sie mit einer sehr liebenswürdigen Gemüthsart jene Annehmlichkeit, die nur der beständige Umgang mit Leuten von Lebensart und guter Erziehung geben kann.

Nicht etwa ihr Vermögen, oder ihre Schönheit: denn diese beyden Eigenschaften fehleten ihr; sondern vielmehr ihr Verstand, ihre Abneigung vor dem Heyrathen, das sanfte Wesen ihres Charakters, die Reinigkeit ihrer Sitten, und ihre bekannte Frömmigkeit, verschafften ihr aufrichtige und beständige Freunde.

Henriette verlies die Madam Dûfresnoi während ihrer Krankheit nicht einen Augenblick; und, als es Zeit war, zog sie die trostlose Ernestine von dem Bette derselben weg, führte sie zu ihrer Base, und verschloß sich mit ihr in ihr Zimmer. Hier ließ sie Ernestinen ihre Wohlthäterin beweinen, beweinete sie selbst, und verstattete ihr jene, dem beklemmten Herzen so unentbehrliche Ergiessung, jene so süße Freyheit, sich zu beklagen und zu wimmern, die oft ein fühlloser oder plumper Tröster zu verhindern und einzuschränken, oder wohl gar zu untersagen, sich verbunden glaubt. Eine solche zudringliche Sorgfalt aber ist beynahe Grausamkeit. Ruhige Beurtheilungen, zwecklose Gespräche, kalte Betrachtungen, beleidigen und verwunden eine unter der Last der Schmerzen gebeugte Seele. Warum sollte man einen Unglücklichen bereden wollen, der Pfeil, von dem er sich grausam getroffen fühlt, habe ihn

nur

nur so flüchtig berührt, daß er kaum eine Spur zurückgelassen habe?

Henriette, die von der Madam Dufresnoi zur Vollzieherin ihres lezten Willens ernannt war, unterzog sich dieser traurigen Liebespflicht mit der äussersten Gewissenhaftigkeit. Man versilberte alles Getüch und Geräthe zum Vortheil der Ernestine, und legte eine Summe von acht tausend Livres, die daraus erlöst wurden, auf Zinnsen. Izt war es Zeit, sich für Ernestinen um eine schickliche und anständige Unterkunft umzusehen. Henriette konnte sie nicht bey sich behalten. Herr Dumenil, der seine Schülerin zärtlich liebte, brachte es endlich bey seiner Frau dahin, daß sie Ernestinen zu sich ins Haus nahm. Dieser redliche Mann begnügte sich mit einem sehr mäßigen Kostgeld, versprach, ihre natürlichen guten Gaben noch mehr zu entwickeln und sie in den Stand zu setzen, daß sie sich dereinst mit ihrer Geschicklichkeit durchbringen könnte. Ernestine nahm sein Erbieten mit Dank an; und zween Monate nach dem Tode ihrer Wohlthäterin führte sie Henriette in das Haus ihres Bruders.

Ernestinens Schmerz dauerte länger, als man von einem Mädgen ihres Alters hätte erwarten sollen. Noch immer betrauerte sie die

Madam Düfresnoi, und betrauerte sie herzlich, ohne jedoch noch zur Zeit alle die Folgen des Verlustes zu übersehen, den sie an ihr erlitten hatte. Ihre Thränen hatten izt nur den Schmerz zum Vorwurf, von einer so sanftmüthigen, edlen, sorgfältigen Frau, von einer so zärtlichen, nachsichtsvollen Gesellschafterin auf immer getrennt zu seyn. Madam Dümenil war nicht von derjenigen Gemüthsart, die sie wegen ihrer vorigen Freundin hätte entschädigen können. Flüchtig, eigensinnig, so gar thöricht, wie sie war, verspottete sie alles, bekümmerte sich um nichts, verwechselte Traurigkeit mit böser Laune, und fand an einer leidtragenden Person nichts, als eine verdriesliche Gesellschafterin.

Diese Frau, sechs und zwanzig Jahr alt, hatte einen entschiedenen Geschmack an Verschwendung und Lustbarkeiten. Sehr eingeschränkt in ihren Ausgaben, konnte sie sich weder das Vergnügen verschaffen, das sie so sehnlich wünschte, noch dessen Verlust gleichgültig ertragen. Sie suchte Mittel ausfindig zu machen, ihren Hang, troz ihrer ungünstigen Lage, zu befriedigen, und errichtete zu dem Ende mit einigen Weibern von nicht gar gutem Namen eine vertrauliche Freundschaft. Herr

Düme-

Dümenil, der gute ehrliche Mann, der nur mit seiner Kunst und der Sorge beschäftiget war, eine schwächliche Brust und schwankende Gesundheit zu schonen, lies seine Frau nach ihrem Willen leben. Ein altes verständiges Weib vertrat ihre Stelle im Hauswesen sowohl, als bey dem Bette ihres kränklichen Herrn. Madam Dümenil besuchte das Schauspiel, machte Lustreisen, speiste Abends auswärts, kam spät nach Hause, und verschlief einen guten Theil des Tages. Und da ihr Mann dagegen nichts einzuwenden fand, was hätte sie bewegen sollen, sich einigen Zwang anzuthun? Die Schülerin des Herrn Dümenil, ganz mit der Erlernung ihrer Kunst beschäftiget, sahe sie öfters in einem Monat kaum zwey bis dreymal; und sprachen sie sich zuweilen, so geschah es mit Höflichkeit und wechselseitigem Kaltsinn.

Ernestine brachte drey Jahre bey ihrem Lehrmeister zu, ohne daß der geringste Zufall die ruhige Einförmigkeit ihres Lebens gestöret hätte. Nachdem sie es endlich zu demjenigen Grad der Vollkommenheit gebracht hatte, wohin Herr Dümenil sie zu bringen, im Stande war; so vervollkommnete das übrige ihre natürliche Fähigkeit, durch deren Hülfe sie sich bald

weit über den erhaltenen Unterricht emporschwunge. Er nahm dieses mit Vergnügen wahr; Und da er öfters krank und ausser Stande war, selbst zu arbeiten; so beschloß er, die Geschicklichkeit seiner Schülerin bekannt zu machen. Er bat zu dem Ende verschiedene seiner Freunde, sich von Ernestinen malen zu lassen; und diese Versuche machten ihren Namen nach und nach rühmlich bekannt. Eines Tages, als sie in dem Kabinet des Herrn Dümenil mit den Verzierungen eines Gemäldes, das unaufschieblich geliefert werden sollte, beschäftiget war, hörte sie die Thüre öffnen; Sie wandte sich um und erblickte einen Mann, dessen Kleidung und Aussehen ihre ganze Aufmerksamkeit an sich zog. Durch eine natürliche Folge derselben, fand sie mit Verwunderung in diesem Manne das Urbild des Gemäldes, an welchem sie arbeitete. Sie grüßte ihn stillschweigend. Eine simple Verbeugung und ein Wink mit der Hand, luden ihn ein, sich nieder zu lassen. Er gehorchte ebenfalls schweigend. Nun heftete Ernestine ihre Blicke bald auf ihn, bald auf das Gemälde, und also wanderten sie lange abwechslend von dem liebenswürdigen Cavalier auf dessen Porträt.

Dieses

Dieses sonderbare Betragen verursachte bey dem Markis von Clemengis eben so viel Vergnügen, als Erstaunen. Er war in der Absicht gekommen, den Herrn Dümenil auf die Lieferung des Porträts zu mahnen, welches eine Dame mit Ungeduld erwartete. Er hatte den Maler in dem Kabinette, worinn er gewöhnlich zu arbeiten pflegte, zu finden geglaubt; an seiner Stelle traf er ein liebenswürdiges Mädgen an, das in der Untersuchung seiner Züge vertieft, und so aufmerksam auf die Vergleichung des Urbilds mit dem Gemälde war, daß es schien, als wenn sie in dasselbe verliebt wäre. Das war ihm eine Art von lustigem Abentheuer. Es ergözte ihn, und machte einen sehr lebhaften Eindruck auf sein Herz.

Indeß Ernestine fortfuhr, das Original mit der Kopie zu vergleichen, bewunderte der Markis die Reize ihrer Person. Ungeduldig, sie einmal reden zu hören, wünschte er, daß ihre Erziehung und ihr Verstand mit ihrer so reizenden Gestalt übereinkommen möchten. Er war eben im Begriff, das Stillschweigen zu brechen, als Herr Dümenil in das Kabinet trat, und sich wegen des noch nicht vollendeten Porträts entschuldigte. Der Markis, nun

schon

schon weniger dringend, unterbrach den Maler, und stellte sich, in der Hoffnung, sein Vergnügen dadurch zu verlängern, als ob er mit dem Porträt gar nicht zufrieden wäre; fand Fehler in der Aehnlichkeit, in der Zeichnung, in der Farbenmischung; Und, wie er alles dieß nur auf ein Gerathewohl hin tadelte: So konnte sich die junge Schülerin des Herrn Dümenil nicht enthalten, über seine Anmerkungen von Herzen zu lachen.

Der Markis bat sie, zu untersuchen, ob er sich betröge. Sie versprach es ihm. Er setzte sich darauf gegen sie über, und nachdem sie nochmals das Porträt genau geprüft und verglichen hatte, so behauptete sie, daß die Kopie dem Original vollkommen ähnlich wäre. Herr von Clemengis widersprach es; Ernestine aber blieb bey ihrem Ausspruch. Der Ton ihrer Stimme, die Bestimmtheit ihrer Ausdrücke, ein kleiner Unwillen, erregt durch die ungegründeten Anmerkungen, vollendeten endlich seine Bezauberung. Er begehrte eine Kopie von seinem Porträt, mit dem Beding, daß es allein von Ernestinens Hand seyn müßte. Der Maler sagte es ihm zu. Als der Markis endlich keinen Vorwand mehr hatte, länger bey Ernestinen zu verweilen; so gieng

er

er mit einem geheimen Widerwillen aus dem Kabinet; und Herr Dümenil, der ihn bis an den Wagen begleitete, befriedigte seine Neugier mit einer kurzen Erzählung des Schicksals seiner Schülerin.

Der Mann, den ein Ungefähr mit Ernestinen bekannt machte, verband mit tausend äussern Annehmlichkeiten, einen seltnen und vielleicht ein wenig sonderbaren Charakter. Herr von Clemengis war der Abkömmling eines alten und vornehmen Hauses, hatte aber kein Vermögen. Die Hoffnung eines günstigern Schicksals hieng allein von der nochmaligen Durchsehung eines Prozesses ab, um welche seine Voreltern, schon vor beynahe hundert Jahren, angestanden hatten. Zu seinem Glück, war einer seiner nahen Anverwandten in dem Ministerium. Geliebt von diesem vornehmen und wichtigen Manne, genoß der Markis alle mit dieser Gunst verbundenen Vortheile; aber er mißbrauchte sie nicht. Empfindsamer als eitel, freygebiger als ruhmsüchtig, schäzte seine edle Seele die Gröse und den Reichthum nur nach dem Vermögen, Glückliche zu machen. Eine sanfte weiche Gemüthsart bewog ihn, sich um Freunde zu bewerben. Er fand, Statt ihrer, Schmeichler,

dient

diente ihnen, und wurde ihrer überdrüssig: denn er entdeckte eigennützige Absichten bey allen, die ihm schmeichelten. So gar in der Liebe war er nicht glücklicher. Schmeckte er auch eine Zeitlang das Vergnügen, sich gewählt und vorgezogen zu sehen; so liesen ihn doch lästige Foderungen, zudringliches und wiederhohltes Anhalten, bald wahrnehmen, daß sein Ansehen eben so viel Anlockung wäre, als seine Person. Schon geraume Zeit her bewarb er sich vergeblich um ein Herz, das fähig wäre, ihn, nur um sein selbst willen, zu lieben, und war voll Kummer, weil er es nicht fand.

Mittlerweile Ernestine mit dem Kopiren des Porträts des Markis beschäftiget war, kam er alle Morgen zu ihr, und bemäntelte seine Besuche immer mit dem Verlangen, die Kopie bald vollendet zu sehen. Kein Umstand hatte Ernestinens Geist zum Mißtrauen vorbereitet; sie ahndete die Gefahr nicht, welcher sie der Anblick eines liebenswürdigen Mannes aussezte; und die Beschränktheit ihrer Begriffe hielt sie in einer gänzlichen Sicherheit. Wer niemals die Begierde, zu gefallen, in sich gefühlt hat, gefällt, eh ers bemerkt; und die Liebe, die sich verbirgt, ist der Freundschaft so ähnlich, daß man öfters eine für die andre nimmt.

Herr von Clemengis, der von Tage zu Tage in Ernestinen verliebter wurde, bemerkte mit geheimem Widerwillen, wie die Arbeit förderte. Um nun das Vergnügen zu haben, noch öfters den Maler zu besuchen, beschloß er, eine Kunst zu erlernen, die er wirklich zu schätzen begann. Herr Dümenil, der damals unpäßlich, und, wie es schien, verurtheilt war, dem unheilbaren Uebel nun bald zu unterliegen, war selten vermögend, des Markis Versuche zu leiten. Ernestine erhielt also diesen Auftrag; sie lehrte ihren Schüler die Reisfeder halten und führen, und, was sie ihm vorgezeichnet hatte, nachmachen. Oft lachte sie herzlich über sein schlechtes Geschick, gab ihm derbe Verweise, beschuldigte ihn der Unachtsamkeit, klagte über seine Zerstreuungen, und, indem sie, ihn zu beschämen, auf zwey kleine Mädgen wies, die in dem nemlichen Zimmer zeichneten, warf sie ihm vor, daß diese Kinder bey ihrem Unterricht grösere Fortschritte machten, als er.

Noch niemals hätte der Markis eine Stunde vergnügter zugebracht. Die Wonne des vertraulichen Umgangs mit einem Mädgen von sechzehen Jahren, das schön, ohne es zu wissen, bescheiden, ohne Begierde, es zu scheinen, das unterhaltend, lebhaft und scherzhaft

war, mit einem Mädgen endlich, dem sein Rang, seine Glücksumstände, oder sein Ansehen, keine Absichten einflößten, das bey seinem Anblick eine ungekünstelte, natürliche Freude bezeigte, dessen Unschuld und unverstelltes Wesen seinen Empfindungen freyen Lauf liesen; ganz nahe bey diesem Mädgen zu sitzen, es seine Lehrmeisterin zu nennen, dasselbe eine gewisse Herrschaft über ihn behaupten zu sehen; sich zu bemühen, es zu befriedigen, ihm zu gefallen, ohne den Wunsch laut zu thun, und sich dennoch eines glücklichen Erfolges zu schmeicheln; das war für den Markis von Clemengis eine so wichtige und angelegentliche Beschäftigung, daß es ihm unvermerkt zur Unmöglichkeit wurde, alle die eiteln Vergnügungen zu kosten, womit müßige Leute die Zeit gewöhnlich zu vertreiben pflegen.

Madam Dümenil, welche der traurige Zustand ihres Mannes nun nöthigte, zu Hause zu bleiben, bemerkte die Liebe des Markis zu Ernestinen. Sie begegnete ihm sehr höflich, unterhielt sich öfters lange mit ihm, gewann sein Vertrauen, billigte seine Absichten, und, zufrieden mit seiner Grosmuth, fieng sie nun an, Ernestinen als eine Person zu behandeln,

deren

deren Gesellschaft sie nur allzulange verabsäumet zu haben, sich vorwarf. Sie machte ihr nun tausend Schmeicheleyen, wollte wissen, ob ihr etwas fehle, und was sie verlange; und bemühte sich sorgfältigst, ihre Wünsche zu befriedigen. Mit jedem Tag wurden die Aussichten Ernestinens erträglicher und angenehmer. Die Erkenntlichkeit dieser Frau lies sie nun ihre ehemalige Gleichgültigkeit vergessen; ihre Güte rührete sie. Sie vergab ihr einen Leichtsinn, wobey sie am Ende doch nichts gelitten hatte. Wenn anderer Leute Fehler uns nichts schaden; so kränken sie uns selten. Und, wie Madam Dümenil eine muntere, willfährige Frau war, auch überdiß ein geheimer Sporn sie antrieb, sich um Ernestinens Liebe zu bewerben; so flößte sie einem ohnehin empfindsamen Mädgen, das die Gemächlichkeit, welcher es dermalen genoß, allein ihrer Freundschaft zuschrieb, gar bald Gegenfreundschaft ein.

Herr Dümenil nahete sich seinem Ende. Die Gewißheit seines Todes preßte seiner zärtlichen Schülerin die bittersten Thränen aus; und oft fand sie der Markis ganz in Thränen schwimmend. Eine lebhafte Unruhe vereinigte sich mit ihrem Kummer. Henriette, die seit zween Monaten nach Bretagne abgereist war,

schrieb ihr nicht mehr. Ernestine mußte also ihres Rathes gerade in einem Zeitpunkt ermangeln, wo er ihr so unentbehrlich war. Sie schrieb ihr etlichemal; erhielt aber keine Antwort. Dieses Stillschweigen betrübte sie. War ihre Freundin krank, verabsäumte sie vorsezlich, Ernestinen ihren Rath mitzutheilen, wohin sie nach dem Tode ihres Lehrmeisters sich wenden sollte? Sie besprach sich mit Madam Dümenil hierüber, die sie versicherte, Henriette befinde sich wohl, und ihr dabey einen freundschaftlichen Verweis gab, daß sie von derselben einen Rath erwarte, dessen sie doch so wenig bedürfe. Halten Sie mich fähig, fragte sie Ernestinen in einem zärtlichen Tone, Sie zu verlassen, oder sind Sie vielleicht entschlossen, Sich von mir zu trennen? Nein, liebe Ernestine, wir werden uns nicht trennen! Sie werden mein Glück mit mir theilen; es ist vielleicht hinreichend, uns Beyde glücklich zu machen. Ich habe Hülfsmittel, wovon Sie Sich vielleicht noch nichts haben träumen lassen. Verschweigen Sie dieses Geheimnis; seyn Sie ruhig, und bekümmern Sie Sich nicht mehr um Henriettens Rath; er würde vielleicht nur den Plan vereiteln, der Ihres Glücks halben wirklich entworfen ist.

Diese

Diese Reden, die oft wiederholet wurden, beruhigten Ernestinen; aber ihr Herz war nichts destoweniger über Henriettens anscheinenden Kaltsinn bekümmert. Bey ihrer Abreise versprach sie, an ihrem Schicksal immer Antheil zu nehmen, und sie, wenn ihr Bruder dereinst stürbe, anderwärts zu versorgen. Sie konnte ein so unfreundliches Betragen mit Henriettens Charakter nicht reimen. Endlich schwächte jedoch ihre Liebe zur Madam Dümenil diesen Kummer, wozu der Markis, ohne es zu wollen, nicht wenig beytrug.

Die Zeit der Abreise des Markis nahete heran. Das Regiment, welches er kommandiren sollte, war voraus nach Italien abgegangen, und dem mußte er nun nachfolgen. Ungeachtet der Mühe, die er sich gab, seinen Gram zu verbergen, nahm Ernestine ihn doch bald genug wahr. Er war tiefsinnig, unruhig und mürrisch. Die Veränderung seines Betragens machte sie stutzig, und seine Zerstreuungen ungehalten. Er brachte seine Lehrstunden mit Seufzen zu, und klagte über innerliche heftige Schmerzen. Ernestinen rührte sein Zustand. Sie erkundigte sich mit vieler Theilnahme um die Ursache seiner Leiden, und bat ihn innständig, sie ihr anzuvertrauen; aber, da sie bemerkte,

daß ihre Fragen ihn nur noch mehr niederschlugen, so hörte sie auf, weiter in ihn zu dringen; dachte aber dennoch immer nach, woher doch wohl diese Muthlosigkeit rühren möchte. Er kam ihr keinen Augenblick aus dem Sinne; sie erwartete immer mit Ungeduld die Stunde, in welcher er zu kommen pflegte, betrachtete ihn dann aufmerksam und prüfend, und, da sie ihn noch immer so tiefsinnig fand; so schlug sie ihre Blicke, aus Furcht, den seinigen zu begegnen, nieder, unterstand sich nicht, ihn anzureden, und fragte sich nur leise: Was mag ihm doch nur fehlen? Ich hielt ihn so glücklich; ach, sollte ers denn nicht mehr seyn?

Indem sie also mit dem Markis den Schmerz theilte, ohne jedoch die wahre Ursache dieser Theilnahme zu kennen, war derselbe mit der grosmüthigen Sorge beschäftiget, ihr Schicksal auf immer zu befestigen, und sie glücklich und unabhängig zu machen. Madam Dümenil, verpflichtet durch ein ansehnliches Geschenk, sich zu stellen, als ob die Wohlthaten des Markis von ihr herkämen, konnte nicht begreifen, wie ein Liebhaber so freygebig, und dabey doch so bescheiden seyn könne.

Wie mögen Sie glauben, einigen Eindruck auf Ernestinens Herze zu machen, sagte sie ihm, wenn

wenn Sie derselben die Liebe verbergen, die sie Ihnen einflößt? Sie bereichern sie, und wollen haben, daß Ihre Liebe und Wohlthaten ihr immer verborgen bleiben sollen? O, möchten sie ihr nur immer verborgen bleiben! erwiederte er. Ich suche ihr zu gefallen, aber nicht, sie zu verführen. Ich will sie frey machen, aber nimmermehr einigem Zwang oder Dienstbarkeit unterwerfen. Ich sehe es so gerne, wie sie mir ihre unschuldsvolle Liebe bezeigt, wie sie so ganz ohne Nebenabsichten, ohne Plan, ohne Furcht, und, ach! ohne Hoffnung, mir anhängt. Seitdem sie meine Traurigkeit bemerkt, welche zärtliche Theilnahme leuchtet aus ihren Blicken! Vielleicht liebt sie mich. Wie könnt ich einem so herrlichen Mädgen Zwang und Pflichten auflegen? Indem ich ihre Erkenntlichkeit rege machte, würde ich nur ihre Neigung meistern, würde mir die überschwengliche Wonne rauben, zu denken, daß ich ein Herz besitze, welches mich nur um mein selbst willen liebt.

Herr von Clemengis wiederholte hierauf der Madam Dümenil alle Anweisungen, die er ihr schon vorher gegeben hatte, in Rücksicht auf diejenigen Maasregeln, welche sie nach ihres Mannes Tod zu nehmen hätte. Sie versprach

 ihm,

ihm, sie zu beobachten, sein Geheimnis sorgfältig zu verschweigen, und ihm seiner Zeit zu melden, wie sich Ernestine bey der Veränderung ihres Standes anlassen würde. Wenige Tage darauf reiste Herr von Clemengis von Paris ab. Den Tag nach seiner Abreise empfieng Ernestine, just in der Stunde, in welcher der Markis zu ihr zu kommen pflegte, ein sehr kostbares Kästgen. Es enthielte des Markis Porträt, welches Herr Dümenil gemalt hatte, und folgendes Briefgen.

Der Markis von Clemengis an Ernestinen.

„Ich verlasse Sie, meine liebe Lehrmei„sterin. Eine unvermeidliche Nothwendigkeit „raubt mir das Vergnügen, Sie länger zu „sehen, und Ihres Unterrichts und Güte zu ge„niesen; aber ich werde Ihre Lehren nicht „vergessen. Bey meiner langen und trauri„gen Abwesenheit wird es mein einziger Trost „seyn, mich Ihrer öfters zu erinnern. Wür„digen Sie dieses Porträt in Ruhestunden „Ihrer Blicke, würdigen Sie es, zu kopiren, „und vervielfältigen Sie also das Bildnis ei-

„nes

„nes Freundes, dessen Herz Ihnen zärtlich
„ergeben ist. Erhalten Sie sein Andenken,
„und wünschen Sie bisweilen, ihn wieder zu
„sehen.

Ernestine wurde beym Lesen dieses Briefs ganz bestürzt und von Schmerz durchdrungen. Warum entfernte sich aber der Markis, ohne Abschied von ihr zu nehmen, ohne Ernestinen seine Abreise zu melden? Sie überlas das Schreiben etlichemal und immer voll Besorgnis über sein geheimnisvolles Betragen. Unvermerkt traten ihr Thränen in die Augen, und ihr Unwillen verwandelte sich izt in Wehmuth. Es war bey ihr zur süßen Gewohnheit geworden, den Markis zu sehen, zu sprechen, und ganze Stunden in seiner Gesellschaft zuzubringen. Wie viel hatte sie nun verlohren! Alles — alles, bis auf die Hoffnung, ihn dereinst wieder zu sehen.

Sie heftete ihre nassen Blicke auf das Porträt, und betrachtete es lange; aber da sie es izt nicht mit Künstlers Augen untersuchte; so fand sie, daß der Markis nicht ohne guten Grund diese Arbeit getadelt hatte. Das sind seine Züge, sagte sie; das ist seine Bildung; aber, wo ist die Seele, wo das Leben? wo jene Blicke, worinn die Freundschaft sich abbildete?

dete? Wie viele Annehmlichkeiten verlohren — vernachläßiget? Ist diß sein mildes, zärtliches Lächeln, diß die Miene voll Güte, voll Grosmuth? Wo sind die vielen Reize, von denen ich izt zur Noth nur schwachen Schimmer erblicke? Indem sie dieses sprach, warf sie alle Zeichnungen, die auf dem Tische lagen, auf die Seite, nahm ihre Reisfeder, und, voll von ihrem Ideal, schmeichelte sie sich, aus dem Gedächtnis ein weit ähnlicheres Porträt des Markis zu verfertigen.

Diese angelegentliche Arbeit wurde wenig Tage hernach durch den Tod des armen Dümenil unterbrochen. Ernestine, die diesen Mann zärtlich liebte, betrauerte ihn aufrichtigst. Seine Wittwe, deren Herz alle traurige Empfindungen verabscheute, eilte, um diesem Gefühl nicht allzulange Raum geben zu müssen, sobald es nur der Wohlstand verstatten wollte, und nachdem sie einem ihrer Anverwandten die Besorgung ihrer Geschäfte aufgetragen hatte, mit Ernestinen nach einem drey Meilen von Paris entfernten Landgute. Verschiedene Bediente, von ihrer Ankunft benachrichtigt, empfiengen sie, und beeiferten sich um die Wette, sie wohl zu bedienen.

Noch

Noch erinnerte sich Ernestine öfters mit einiger Betrübnis ihres ehemaligen sanftmüthigen und liebevollen Lehrmeisters. Nur der Genuß dieses so anmuthigen und reizenden Aufenthaltes zerstreute endlich ihre Schwermuth. Die Zimmer, die Gärten umher, die Aussicht, der bunte Schmelz und Wohlgeruch der Blumen, alles war für sie entzückend. Wer hat Ihnen diese herrliche Wohnung geliehen? fragte sie ihre Freundin. Wie glücklich sind ihre Bewohner! Wenn Sie dieses für ein Glück schätzen, antwortete ihr Madam Dümenil; so geniesen Sie's, liebe Freundin, und fürchten nicht, es zu verlieren. Ich habe dermalen über ein ziemlich beträchtliches Vermögen zu gebieten; diese schöne Gegend ist ein Theil davon, und Ihnen zum Geschenk überlassen.

Sie erzählte ihr hierauf eine kurze, mit Fleis ausgesonnene Geschichte, um sie zu bereden, daß ihre, wider den Willen ihrer Eltern vollzogene Heyrath, sie, während den Lebzeiten ihres Mannes, des Genusses ihres Vermögens beraubt gehabt habe.

Ernestine fand keine Ursache, die Wahrheit dieser Erzählung zu bezweifeln: denn sie hatte von den Landesgesezen und Gebräuchen nicht die mindeste Kenntnis; Sie stellte ihr also ohne

ne einigen Anstand Glauben zu, wünschte ihr Glück zu dieser schmeichelhaften Veränderung ihres Zustandes, und fühlte sich bey der Versicherung der Madam Dümenil, daß sie an allen Bequemlichkeiten ihres Glückes vollkommenen Antheil haben solle, innigst gerührt.

Um ihre Freundin noch mehr zu beruhigen, mußte Ernestine das schönste Zimmer beziehen, kostbare Geschenke annehmen, und sich der Sorge einer Kammerfrau, welche, sie allein zu bedienen, angenommen war, überlassen. Nun mußte sie sich auch zu einem andern Anzuge bequemen, und Madam Dümenil gab ihr eine Vorschrift, wie sie ihre Zeit eintheilen solle: Sie wollte durchaus, daß ein Theil derselben für ihren Putz verwendet würde. Man lehrte sie ihre Reize, durch alles, was ihren Glanz zu vermehren, nur ersonnen werden konnte, noch mehr erhöhen. Unvermerkt wurden ihr diese Beschäftigungen geläufig und angenehm. Sie gefiel sich nun und sah sich gerne in ihrer neuen Tracht; aber alles dieses, man muß es gestehen, mit einer Mäßigung, deren nur ein Naturell, wie das ihrige, das sich in alles schicken konnte, fähig ist. Ein Tanzmeister mußte ihr in den Regeln der Entwicklung ihrer Reize, so wie ein Tonkünstler in

der

der Musik, Unterricht geben. In beyden Künsten bezeigte sie viele Gelehrigkeit, und ihre leichte und gelenke Finger gewöhnten sich gar bald, mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit auf dem Klavier die feinsten und geschmackvollsten Läufe zu machen; auch brachte sie es durch ihr feines musikalisches Gehör in kurzer Zeit dahin, daß sie ihre zarte Stimme mit der Harmonie des Klaviers geschickt verbinden konnte.

Das Bestreben, sich der Madam Dümenil gefällig zu bezeigen, förderte ihre geschwinden Fortschritte ungemein; wiewohl sie eben so oft durch das Vergnügen aufgemuntert wurde, das sie empfand, wenn sie sich vorstellte, daß der Markis von Clemengis bey seiner Zurückkunft sie weit geschickter, weit liebenswürdiger, und seiner Freundschaft weit würdiger, finden würde, als vorher.

Als sich dieser zärtliche Liebhaber von Ernestinen entfernete, hatte er bey sich beschlossen, ihr öfters zu schreiben; aber, da er fühlte, daß es ihn die äusserste Mühe kosten würde, wenn er den Ergießungen der Zärtlichkeit widerstehen müßte; so begnügte er sich mit den Briefen der Madam Dümenil. Diese gab ihm wöchentlich Nachricht von Ernestinens

nens Befinden und ihrer Beschäftigung. Er erfuhr mit Entzücken, daß sie alle Nebenstunden dazu anwendete, sein Porträt zu kopiren, oder dasjenige auszubessern, welches sie, ohne Model zu fertigen, sich vorgenommen hatte.

Zwo Personen von verschiedener Denkart sind selten im Genuß eines und des nemlichen Glückes in demselben Maaße damit vergnügt. Madam Dümenil, gebunden durch ihr Versprechen, beseufzte oft den Verlust ihrer alten Freundinnen und das süße Geräusch des Stadtlebens. Ihre Ergezlichkeiten schränkten sich blos auf Spazierfahrten ein, wobey ihr ein stattlicher Wagen und ein prächtiges Gespann treffliche Dienste thaten. Oft bereute sie, sich zu einer Lebensart anheischig gemacht zu haben, die ihrem Geschmack so wenig behagte; inzwischen munterten sie doch der Vortheil, den sie von dieser Gefälligkeit zog, und die Hoffnung, mit Anfang des Winters nach Paris zurück zu kehren, dazu auf, die Langeweile des Landlebens noch einige Zeit mit Geduld zu ertragen.

Ernestine hingegen, der Einsamkeit und des stillen ruhigen Lebens gewohnt, lebte vollkommen vergnügt. Sie fand in der Natur tausend Anlässe, ihren Geist zu beschäftigen

und zu entzücken. Das Aufgehen der Sonne, der Abend eines schönen Tags, die schattigten Wälder, die blumigten Wiesen, der Gesang der Vögel, die mancherley Gewächse, boten ihrem ruhigen Geiste, entweder Gegenstände des Vergnügens, oder Quellen süßer Phantasien und zärtlicher Träumereyen dar. Ihre Liebe zu dem Markis von Clemengis beseelte sie zwar ganz; aber sie zerstörte ihre Ruhe nicht; sie ließ sie vielmehr einen Theil derjenigen Wonne fühlen, welche nur ein empfindsames Herze verschafft, ohne jene heftige Bewegungen in sich zu verspüren, die die Leidenschaft in dem Liebenden gemeiniglich erreget. Sie wünschte, den Markis einmal wieder zu sehen; aber eine nagende Begierde machte diesen Wunsch zu keiner Krankheit; er war einem süßen Traume ähnlich, der auch noch wachend entzückt. Wie hätte auch Ernestine, in einer so ruhigen Verfassung, sich einfallen lassen können, ihre Aussichten über alle Wahrscheinlichkeit hinaus zu setzen? Eine glückliche Lage reizt nie zum Nachdenken. Was sollte man, bey dem wirklichen Genusse des Glücks, die Ursache desselben, und wie und wodurch wir glücklich geworden sind, ergrübeln wollen? Das Wohlbefinden scheint uns ein natürlicher

Zustand

Zustand zu seyn; seine Unterbrechung bestürzt und erschreckt uns. Das Unglück macht uns vorsichtig, erweitert unsere Begriffe, und treibt unsern Geist zur Thätigkeit an, indem der Schmerz uns nöthigt, Kräfte in uns aufzusuchen und anzuwenden, ihn zu ertragen, oder Mittel ausfindig zu machen, uns seiner zu entledigen.

Schon bey Eröffnung des Feldzugs waren die Präliminarien des Friedens entworfen, und die Armeen hatten nur Befehl, sich zu beobachten. Gegen die Mitte des Sommers erhielten sie Ordre zum Aufbruch; unsere Völker giengen also wieder über das Gebirge zurück. Der Markis von Clemengis, welcher krank in Turin zurück geblieben war, kam erst zu Anfang des Herbsts in Paris an. Sein Verlangen, den Gegenstand seiner Liebe bald wieder zu sehen, ließ ihn nicht lange daselbst verweilen; er befriedigte es, nachdem er in Eile das Nothwendigste besorgt hatte, und langte auf dem Landhaus an, das seine Grosmuth zu Ernestinens Unterhalt bestimmt hatte.

Sie war allein, als man ihr des Markis Ankunft meldete, und that, wie man ihr seinen Namen nannte, für Freuden einen lauten Schrey, sprang eiligst auf, und lief ihm entgegen.

gegen. Sie hatte tausend Fragen an ihn zu thun, und bezeigte auf die offenherzigste Weise ihr Vergnügen, ihn einmal wieder zu sehen. Ueber diesen Empfang bis in das Innerste gerührt, konnte der Markis eine Zeitlang nicht ein Wort reden. Er betrachtete Ernestinen mit eben so grosem Erstaunen, als Zufriedenheit. Sie war ihm ehmals immer, nur in einem, zwar saubern, aber simplen Faul-Kleid, und als ein Mädgen erschienen, das seine Schönheit lediglich seiner guten Farbe, der Regelmäsigkeit seiner Gesichtszüge und seinen natürlichen Reizen schuldig seyn wollte. Ihre izt durch tausend neue Annehmlichkeiten erhobene Person, die Leichtigkeit ihrer Bewegungen, das Edle ihrer Stellung, die, durch hervorstralende Unschuld, erhöhete Würde ihrer Miene, flößten dem Markis eben so viel Ehrfurcht, als liebevolles Erstaunen ein. Es war ihm, als wenn er dieses Mädgen izt zum erstenmal sähe, und als ob es in dem glücklichen Zustand geboren wäre, in den es seine Grosmuth gesetzt hatte. Ausgeschmückt von seinen Geschenken, und überhäuft mit seinen Wohlthaten, war sie ihm keine Erkenntlichkeit schuldig: denn sie kannte ihren Wohlthäter nicht. Nichts unterwarf sie den Gesetzen des Zwangs oder der Dienst-

 barkeit;

barkeit; so wie, auf der andern Seite, auch nichts in den Augen eines Mannes sie erniedrigen konnte, der, weit entfernt, ihr seine Güte anzurühmen, vielmehr in Sorgen stand, er möchte, wider Willen, sich vielleicht etwas davon merken lassen. Oft untersuchte er selbst, um sich zu beruhigen, ob er sich nicht in dem Beweggrund betröge, der ihn diese Sorgfalt für Ernestinen tragen machte.

Verschiedene Tage über schien der Markis furchtsam und verlegen, wenn er bey Ernestinen war. Er stammelte, wenn er sie seine Lehrmeisterin nannte, und hatte Mühe, jenen vertraulichmuntern Ton, der ihre ehemaligen Unterhaltungen belebte, wieder einzuführen. Nach und nach wurde seine Lage unbequemer. Nur immer mit dem Wunsche beschäftigt, Ernestinen zu gefallen; aber ungewiß des Eindrucks, den er auf ihr Herz gemacht haben möchte, behielt er kaum so viel Kraft übrig, den Eindruck zu verbergen, welchen Ernestine auf das seinige gemacht hatte. Aber, sie bey seinem Abschiede gerührt zu sehen, und nicht wagen zu dürfen, es selbst zu scheinen; in ihrem schmachtenden Blicke den ungezweifeltsten Ausdruck der Liebe zu lesen, und ihn nicht erwiedern zu dürfen; welcher Zwang, welche Mar-

ter für einen zärtlichen Liebhaber, der ein so lange und so sehnlich gewünschtes Glück endlich einmal besitzt, nemlich das, geliebt, wahrhaftig geliebet zu seyn!

Sein Schicksal, das noch zur Zeit von einem Rechtsstreit abhienge, der schwer zu entscheiden war; die Nothwendigkeit, die Gunst eines Anverwandten, dessen Freundschaft seine Erkenntlichkeit foderte, beyzubehalten; die Welt, und ihre Vorurtheile; alles schien sich seiner Liebe zu widersetzen. Doch war er um die Wegräumung dieser Hindernisse wenig bekümmert; auch verstattete die Rechtschaffenheit seines Herzens und das Edelmüthige seiner Grundsätze ihm nicht, einem so schätzbaren Mädgen unanständig zu begegnen, und den Geschenken, die es von ihm nicht gefodert hatte, einen schimpflichen Preis beyzulegen. Dem Vergnügen zu entsagen, dasselbe zu sehen, das war das Mittel, wieder zu seiner Ruhe zu gelangen; aber die Gewaltsamkeit dieses Mittels erschütterte ihn. Nahm er sich auch bisweilen vor, sich selbst mit der Entfernung zu strafen: so hielt ihn doch immer die Gewißheit, geliebt zu seyn, wieder zurücke.

Wie hätte er auch so grausam seyn können, die liebenswürdige und gefühlvolle Er-

nestine so sehr zu betrüben, sie zu meiden und zu fliehen, sie, die in der Einfalt ihres Herzens je länger je mehr ihm anhienge? Was würde sie von ihm, einem so wunderlichen und hartherzigen Freunde, denken; welche Vorstellung sich von ihm machen? Würde sie seinen Unbestand mit Verachtung bestrafen, oder würde er sie schmerzen? Ohne Zweifel das Letztere: denn er bemerkte nur allzudeutlich, wie viel Vergnügen ihr seine Anwesenheit machte; und ihr dasselbe zu rauben, ach, wie grausam! da es ein so wesentliches Bedürfniß ihrer Glückseligkeit war.

Diese Betrachtung wirkte so kräftig auf das Herz des Herrn von Clemengis, daß sie endlich seinen Entschluß bestimmte. Er veränderte also sein Betragen gegen Ernestinen nicht. Sie fand noch immer den aufrichtigen, den beständigen, den gefälligen, den für angenehmen Zeitvertreib so besorgten Freund an ihm, der sich schon damit überschwänglich belohnt fand, daß es ihm erlaubt war, an diesen Vergnügungen Antheil nehmen zu dürfen.

Die Stunden, welche sie beysammen zubrachten, verflossen schnell, und da sie sich beydes, als geheime Liebhaber, und als erklärte Freunde, liebten: so machte, natürlicher Weise,

se, das Bestreben, sich zu gefallen, ihre wechselseitige zärtliche Theilnahme, und ihre immer wachsame Aufmerksamkeit, diesen vertraulichen Umgang unaussprechlich angenehm und unterhaltend. Ernestine schmeckte diese Wonne, ohne Furcht und Unruhe. Aber ein so seltenes Glück sollte nun unterbrochen werden, und die Zeit nahte heran, wo der Verlust jener glückseligen Unwissenheit, welche ihr dasselbe verschafft hatte, es gänzlich zerstören mußte.

Madam Dümenil, die unfähig war, Charaktere zu beurtheilen, kannte weder die Gesinnungen, noch die wahren Absichten des Markis. Damals, als sie sich anheischig machte, sein Vorhaben zu unterstützen, hoffte sie, aller der Vergnügungen mit theilhaftig zu werden, womit verschwenderische Liebhaber ihre Mädgen gemeiniglich gefesselt halten. Ein für jedermann offnes Haus, zahlreiche Gesellschaften, lustige Abendschmäuse, immerwährende Gastereyen und Feste, stellten ihrem Geiste das bezauberndste Perspektiv dar. Nun aber, da sie sich in ihrer Erwartung betrogen sah, wurde sie verdrieslich und mürrisch, beklagte sich bey dem Markis über die Langeweile, sagte, daß sie es länger also nicht aushalten könne, und

drohte, Ernestinen zu verlassen, wenn sie den Winter über auf dem Land bleiben müßte.

Es war des Markis Absicht gar nicht, sie auf dem Lande zu lassen. Er hatte ein Haus zu Paris mit allen Bequemlichkeiten für sie wirklich versehen lassen; allein, da er seine junge Freundin mit der grosen Welt noch nicht bekannt machen wollte; so bereute er, sich einer so unbillig denkenden Frau anvertraut zu haben. Er sah sich also gezwungen, sie entweder zu befriedigen, oder von Ernestinen zu trennen. Neue Geschenke und gütliche Behandlungen besänftigten indeß die Madam Dümenil wieder. Endlich gieng sie mit Ernestinen nach Paris ab, und führte dieselbe in ein, in der Vorstadt St. Germain gelegenes, nicht sonderlich geräumiges, aber sehr zierliches Haus. Zween Tage nach ihrer Ankunft, versah sie Ernestinens Putztisch noch mit verschiedenem kostbaren Geräthe und einem Kästgen voll Edelgestein.

Dieses abermalige Geschenk rührte Ernestinen, als ein neuer Beweis ihrer sorgfältigen Freundschaft; aber seine Kostbarkeit verblendete sie nicht: Sie fieng izt an, sich an Glanz und Reichthum zu gewöhnen. So, wie sie aber, Eifersucht zu erregen, sorgfältig vermied, so

weit

weit war sie auch entfernt, auf den Besiz dergleichen glänzender Kleinigkeiten den hohen Werth zu setzen, welchen der gröste Theil des Frauenzimmers ihnen gewöhnlich beylegt.

Madam Dümenil nöthigte sie, diesen Schmuck anzulegen; und da ihr einfiel, daß der Markis izt zu Versailles wäre: so nahm sie sich vor, seine Abwesenheit aufs beste zu nützen und, zu dem Ende, Ernestinen in die Oper zu führen. Ihr Vorhaben war, derselben allmählig Geschmack und Neigung zu einem Vergnügen beyzubringen, das sie selbst liebte, und dadurch den Markis zu bewegen, daß er ihr die Freyheit verstattete, desselben mit zu geniesen.

Die Neuheit der Gegenstände zog Ernestinens ganze Aufmerksamkeit an sich, und sie nahm nicht wahr, daß eine Menge der Zuschauer, bezaubert, sie zu betrachten, und erstaunt, sie nicht zu kennen, ihre Blicke auf sie heftete. Ihr reicher, aber gleichwohl bescheidener Kopfputz, die ehrbare Gestalt der Madam Dümenil, und die edle Miene der jungen Gesellschafterin dieser Frau, verursachten, daß man sie für Frauenzimmer hielt, das erst vor kurzem aus der Provinz angekommen wäre. Aller Augen waren auf Ernestinen gerichtet. Als sie aus der Loge trat,

 sahe

sahe sie sich von einem Haufen neugieriger junger Leute umringt und gedrängt, welche, zu früh sich selbst überlassen, am Ende sehr oft sich, allezeit aber andern lästig sind.

Als sie an den Fus der Treppe kam, wo verschiedene Damen standen, die ihre Wagen erwarteten, erblickte Ernestine unter denselben die Mamsell Dümenil, die sie noch in Bretagne vermuthete. Sie erblicken, mit einem lauten Schrey in den Haufen dringen, sich um ihren Hals werfen und ausrufen: Henriette, meine liebste Henriette! das alles war die Wirkung einer so schnellen Bewegung, daß ihre Begleiterin ihr weder zuvorkommen, noch Einhalt thun konnte.

Henriette schien darüber verlegen, und, anstatt Ernestinens freundlichen Willkomm zu erwiedern, suchte sie solchen vielmehr von sich abzulehnen, und drückte sie sanft von sich weg. Fällt Ihnen nicht bey, Mamsell, sagte sie zu ihr, daß dieser Ort hierzu gar nicht schicklich ist? Wofür diese angenommene Wärme, diese Scheinfreude nach einer so langen unverzeihlichen Vergessenheit? Ich bitte Sie, gehen Sie Ihres Wegs. Alles trennt uns, und Sie haben, denk' ich, gar keine Ursache, den Verlust

lust einer Freundin zu bedauern, die Ihnen so unnütz ist.

Den Verlust einer Freundin! wiederholte Ernestine. Wie? hab' ich Sie denn verloren? — Liebt mich Henriette nicht mehr? — Sie sagen mirs sogar, daß Sie mich nicht mehr lieben? — Ich bedaure Sie, erwiederte Henriette; ich liebe Sie noch; ich liebe Sie noch immer so viel, als die dermalige Verschiedenheit unserer Gesinnungen es nur erlauben will. Und, indem sie Ernestinen mit einem Blick voll Wehmuth ansah, fuhr sie leise fort: Liebenswürdiges, aber unglückliches Mädgen! bist du es? und in einem so glänzenden Aufzuge? Aber welch elende Entschädigung für den, worinn vormals die gutherzige, unschuldige Schülerin meines Bruders erschien! Eine Dame, die sie begleitete und ihr izt zurief, unterbrach dieses Gespräch. Henriette gieng, und ließ Ernestinen, äusserst bestürtzt und für Erstaunen beynahe unbeweglich, stehen.

Madam Dümenil wagte es nicht, sich ihrer Schwägerin zu nähern. Ein kleiner, durch diesen Vorfall geschöpfter Unwillen verursachte, daß sie nach ihrer Heimkunft eine Weile kein Wort redete. Sie erwartete, daß Er-

nestine den Anfang machen würde, und hoffte dann, aus ihren Reden der Henriette ihre zu errathen. Es schien ihr unmöglich, daß ein so kurzes Gespräch eine hinlängliche Aufklärung könne bewirkt haben. Aber ihre Freundin Ernestine schwieg ebenfalls, seufzte und wimmerte still. Madam Dümenil sah es, und war darüber sehr verlegen.

Ernestine, noch immer beschäftigt, Henriettens Worte zu wiederhohlen und ihren Sinn zu erforschen, verfiel in jenes verdriesliche Nachdenken, worinn die Menge von Ideen, die sich in einer solchen Lage dem Leidenden gemeiniglich darbieten, verursacht, daß man bey keiner sich lange aufhalten und sie gehörig entwickeln kann. Henriette bedauert mich, fieng sie endlich an. Alles trennet uns! Die Wohlthaten und Geschenke, womit Sie, Madam! mich überhäuft haben, beleidigen ihre Blicke; ihr Glanz zieme der Schülerin ihres Bruders nicht. — Unglückliches Mädgen! rief sie aus. Was mag doch nur immer dieses Mitleid, das von demjenigen, welches ich ihr ehemals einflößte, so sehr verschieden ist, in ihr rege gemacht haben? Ach! ich war immer ein Gegenstand des Mitleids; warum sollte mich izt diß Gefühl

fühl so sehr niederschlagen? Seit meinen zärtesten Jahren der gütigen Sorge der Vorsicht überlassen, und von wohlthätigen Händen geleitet, hab' ich meine Erhaltung und Erziehung der grosmüthigen Liebe der Madam Dûfresnoi einzig zu verdanken. Henriette, die Vollzieherin ihrer lezten Güte, hat, wie sie mich versichert, noch nicht aufgehört, mich zu lieben. Warum erniedrigen mich aber izt Ihre Geschenke, Madam, so tief in Henriettens Augen? Hab ich übel gethan, daß ich sie annahm? Ohne Zweifel! Pracht und Reichthum ziemen mir nicht; dieser erborgte Glanz könnte mich zu viel auszeichnen, das Andenken meiner ehemaligen Dürftigkeit erneuern, und den Neid reizen, sie mir vorzuwerfen. Vielleicht ist es Schande für den Armen, sich aus dem Staube zu erheben. Vielleicht ist Verborgenheit, unbekanntes mühseliges Leben, hienieden sein bestimmtes Loos. Oder vielleicht macht einen Menschen, der von der Mildthätigkeit seiner Freunde lebt, das, was er über sein Bedürfnis annimmt, lächerlich und verächtlich.

Was kümmern Sie Henriettens Grillen? antwortete Madam Dûmenil. Hängen Sie von ihr ab? Hat dieses mürrische und hoffärtige

färtige Mädgen über Sie zu gebieten? Wie darf sie sich nur unterstehen, Ihnen meine Geschenke vorzuwerfen, da sie doch selbst alles der Güte ihrer Baase zu verdanken hat? Sie haben mich mit Ihrem Entgegenlaufen recht böse gemacht. Sie war nie meine Freundin; aber dafür hab' ich sie, seit dem Tode ihres Bruders, auch genug geärgert. Sie ließ sichs einfallen, meine Hofmeisterin zu machen, mir Regeln vorzuschreiben, wie ich Sie, Mamsell! erziehen sollte; aber ich wußte mich bald ihrer Tyranney zu entledigen; ich verschloß ihr meine Thüre. Izt ist sie gegen mich aufgebracht; ich weiß es wohl. Wie könnte sie mir auch verzeihen, Sie glücklich gemacht zu haben, da ich vorher mit ihr die Maasregeln darüber nicht verabredet, ihr den Plan nicht mitgetheilt habe, den die Strenge ihrer Grundsäze vielleicht verwerflich gefunden haben würde?

Wie? Sie haben Henrietten Ihre Thüre verschlossen? fragte Ernestine. Guter Gott! was muß ich hören! — Warum so staunend? versetzte Madam Dümenil. Haben Sie was dabey verloren? Wenn ich Sie einer Freundin beraubt habe, haben Sie solche denn nicht wieder an mir gefunden? Nach allem,

was ich für Sie gethan habe, muß ich mich billig wundern, daß Sie einer Andern noch so sehr anhängen mögen. Genießen Sie, ohne Unruhe, der Gemächlichkeiten des Glücks, die der Mamsell Dümenil so sehr in die Augen stechen; und sollte etwa ein Ungefähr Sie noch einmal dieser, mir äusserst unangenehmen Person, in den Weg führen: so bitte ich, Sich mit derselben nicht einzulassen. Sie sind mir diese kleine Gefälligkeit schuldig, und ich glaube, sie von Ihrer Freundschaft fodern zu können.

Ernestine wagte es nicht, auf eine weitere Erklärung zu dringen, die sie so sehr wünschte. Sie war den ganzen Abend traurig und niedergeschlagen, und die Nacht vermehrte noch ihre Unruhe. Tausend Gedanken wälzten sich in ihrer Seele: Wie nur immer Madam Dümenil sie versichern mögen, daß Henriette abwesend seye? Wo nur ein so entschiedener, ein so heftiger Haß herrühren möge? Zu den Lebzeiten des Herrn Dümenil waren sie zwar nie sonderlich gute Freunde; aber sie besuchten sich doch zuweilen? Wie hätte Henriette einem, ihrer Freundin so vortheilhaften Plan, sich widersetzen sollen; sie, die sich nur darum reich und glücklich in der Welt zu seyn wünsch-

te, um ihre liebe Pflegtochter glücklich machen zu können? Man belegt sie mit den Namen: Streng und hoffärtig; und wie so gar wenig entsprechen diese ihrer so nachtsichtsvollen und sanften Gemüthsart? — Ernestine ahndete in dem Betragen ihrer Gellschafterin etwas Geheimnisvolles. Ein, izt zwar nur noch flüchtiger Argwohn, erregte ihr Mistrauen, und machte sie behutsam. Sie suchte jedoch sich wieder zu beruhigen, uud jenen Vorfall aus dem Sinne zu schlagen, und gab der Madam Dümenil dadurch, daß sie sich gänzlich nach ihrem Willen lenken ließ, neue Proben ihrer vorigen Liebe und Erkenntlichkeit. Aber, wie hätte sie die Ungewißheit ertragen können, was für Maasregeln sie, in Rücksicht auf ihren künftigen Aufenthalt, nehmen solle? — Sie glaubte, in Henriettens Miene Verachtung und Unwillen bemerkt zu haben. Durch falsche Nachricht hintergangen, dachte sie, hält meine Freundin mich vielleicht für die Anstifterin des Misverständnisses zwischen ihr und ihrer Schwägerin? Dieser Gedanke machte das Verlangen wieder in ihr rege, bey Henrietten auf eine nähere Erklärung zu dringen. Wie nun Ernestine nicht gewohnt war, den Empfindungen ihrer Seele zu widerstehen: so über-

lies

lies sie sich izt denselben gänzlich, erwartete den Tag mit Ungeduld, stand mit Anbruch desselben auf, kleidete sich nur ganz nachläßig, und war schon völlig angezogen, als ihre Kammerfrau ins Zimmer trat. Nachdem sie hierauf ihren Entschluß noch ein wenig bey sich überlegt hatte, so verlangte sie Träger, und lies sich allein in Henriettens Wohnung bringen.

Mamsell Dümenil war kaum erwacht, als man ihr einen Besuch meldete, welchen sie nicht vermuthete. Gott! rief sie Ernestinen mit einer Miene voll Erstaunen zu; Sie hier? — Sie, Mamsell? — Welches dringende Geschäft hat Sie bewogen, mich zu besuchen?

Das allerdringendste, das wichtigste in meinem Leben! erwiederte Ernestine. Ich komme, von Ihnen zu erfahren, ob Sie noch jene Freundin sind, die ehemals in meinem Unglück mich so herzlich bemitleidete, Antheil an meinem Kummer nahm, und meine Thränen abtrocknete. Sind Sie es noch unverändert; wie konnten Sie so grausam seyn, mich gestern so sehr zu betrüben und, fast möcht' ich sagen, zu beleidigen? Haben Sie aber aufgehört, mich zu lieben; o, so bitte ich Sie, mir offenherzig zu gestehen, wodurch ich nur immer Ihre Liebe verscherzt habe.

habe. Ehehin beklagte ich mich über Ihre Nachläßigkeit und Ihren unverantwortlichen Kaltsinn; werde ich mich nun auch über Ihre Ungerechtigkeit beklagen müssen? Und, indem sie ihre Freundin in ihre Armen schlung, und sie zärtlich an ihre Brust drückte, fuhr sie fort: Reden Sie, meine liebe Henriette! Sagen Sie mir izt, was uns trennet, und warum mein iziger glückseeliger Zustand Ihr Mitleid zu erregen scheinet!

Ihr glückseeliger Zustand? wiederholte Henriette. Wenn er Ihnen glückseelig scheint, so sollte, denk ich, ein leichter Vorwurf Ihre Gemüthsruhe nicht stören können. Aber, sagen Sie mir doch, in welcher Absicht haben Sie mich aufgesucht? Warum wollen Sie mich zwingen, zu reden? Hab ich denn nicht schon genug gesagt?

Nein, meine Liebe! antwortete ihr Ernestine; es ist noch nicht genug! Was haben Sie mir vorzuwerfen, und was hab ich verbrochen? Worinn sind denn unsere Gesinnungen verschieden? und was ist denn eigentlich an meiner Aufführung tadelnswürdig? Diese Frage setzt mich in Erstaunen, erwiederte Mamsell Dümenil; und indem sie Ernestinen steif ins Auge sah, fuhr sie fort:

Sie

Sie unterstehen Sich, mir mit einer so ruhigen Miene eine so wichtige Frage vorzulegen? Haben Sie, mit dem Vergessen Ihrer Pflicht, auch sogar das Andenken der Verbindlichkeit verloren, die Ihnen dieselbe auflegte? Erinnern Sie Sich ihrer denn sogar nicht mehr? — Sie erröthen! fügte sie hinzu; Sie schlagen die Augen nieder! Noch glänzt schüchterne Schaam auf Ernestinens bescheidener Stirne; ach, wie konnte sie nur dieselbe aus ihrem Herzen verbannen!

Ich erröthe über ihre Ausdrücke, nicht aber über meine Fehltritte, versetzte Ernestine. Ich war immer sorgfältig auf Erfüllung der Pflichten bedacht, die man mir ehemals einschärfte; ich bin es noch, und finde mir nichts vorzuwerfen; nichtsdestoweniger klagen Sie mich der Verabsäumung, ja der völligen Vergessenheit dieser Pflichten an. Wer hat Ihnen das gesagt, und woraus schliesen Sie es?

Ich hätte Sie niemals eines solchen erstaunenswürdigen Selbstvertrauens fähig gehalten, erwiederte Henriette; doch, wir wollen hier abbrechen, und ich bitte Sie innständig, zwingen Sie mich nicht, meinen Verdacht, den dieses Gespräch nur noch mehr bestärket, weitläuftiger zu erklären. Ach, Mamsell! Sie

haben dem Glück, dessen Sie dermalen geniesen, ein sehr groses Opfer gebracht, wenn Ihnen nicht mehr so viel Bescheidenheit übrig geblieben ist, über den verächtlichen Stand zu erröthen, den sie erwählet haben!

Ach Gott! rief Ernestine bitterlich weinend aus; ist das eine Freundin, ist das Henriette, die mich mit so vieler Härte behandelt? Ein verächtlicher Stand, sagen Sie? Hab ich einen solchen Stand gewählet? Hab ich der Tugend abgeschworen? Hab ich sie dem Reichthum und dem Wohlleben aufgeopfert? Und wie und wann, und bey welcher Gelegenheit? Wie? Sie erkühnen Sich, mich so schimpflich zu behandeln? Sie erkühnen sich, mir Laster aufzubürden?

Mamsell Dümenil, gerührt durch die Thränen einer Person, die ihrem Herzen ehmals so werth war, konnte ihr nicht wehe thun, ohne nicht zugleich mit ihr zu leiden. Ihre natürliche Sanftmuth bewog sie, Ernestinen zu entschuldigen, und die Verirrung des guten leicht zu verführenden Mädgens ihrer Schwägerin beyzumessen. Sie dachte einen Augenblick nach; dann nahm sie ihre Freundin bey der Hand, drückte sie sanft und fieng also an: Seyn Sie aufrichtig und beantworten Sie meine Fragen

ohne

ohne Zaudern! Als ich Ihnen aus Bretagne schrieb, warum haben Sie mir damals nicht geantwortet? Warum verhielten Sie Sich nicht nach meinem Rath, während der Krankheit meines Bruders? Ich bot Ihnen nach seinem Tod eine anständige und vortheilhafte Unterkunft an; warum schlugen Sie solche aus? Und endlich, warum schrieb man mir in Ihrem Namen, mich, Ihres Schicksals halben, künftig nicht mehr zu beunruhigen?

Ernestine beantwortete diese Fragen; erklärte aber zuvor, daß sie sich vielmehr berechtiget fände, Henrietten der Nachläßigkeit zu beschuldigen. Diese schloß hieraus, wie es denn auch wirklich so war, daß man ihrer Freundin Netze gelegt haben müßte, und zweifelte nun nicht mehr, Madam Dümenil, mit dem Markis von Clemengis einverstanden, werde jene Briefe, die ihrer Freundin über die Gefahr ihres Zustandes die Augen hätten öffnen können, zurückbehalten haben. Sie seufzte und war sehr bewegt. Endlich sagte sie: Man hat uns Beyde betrogen; zween Treulose haben meine Vorsicht vereitelt und sich, auf die niederträchtigste Weise, die Umstände, meine Entfernung, und Ihre Leichtglaubigkeit zu Nutze gemacht. Aber wohin

führt uns diese traurige Gewißheit? Sie schätzen sich glücklich. Welche Hoffnung ist vorhanden, Sie wieder zu Ihren ersten Grundsätzen zurücke zu bringen? Wie schwer ist's, nachdem man einmal die Freuden des Ueberflusses gekostet hat, ihnen wieder zu entsagen! Werden Sie wohl auf den Markis von Clemengis und seine eigennützige Wohlthaten Verzicht thun, ihn fliehen, und verachten, ihn hassen können, diesen schlechtdenkenden Menschen? — Ihn fliehen, verachten? ihn hassen? schrie Ernestine. Ums Himmels willen, welche Namen legen Sie ihm bey! Warum soll ich ihn fliehen? Was hat er gethan? Womit hat er den Abscheu verdient, den er Ihnen erreget?

Sie setzen mich in Erstaunen, erwiederte Henriette. Wie mögen Sie Sich nur über meine Reden so sehr wundern? Erhalten Sie nicht täglich Besuche von diesem Manne? Bringt er nicht den grösten Theil des Tags bey Ihnen zu? Und werden auch andere Personen zugelassen? Sind Sie entschlossen, diesen schändlichen Umgang noch länger fortzusetzen? — Wenn Sie den Markis so sehr lieben; wenn schon der Gedanke der Trennung von ihm Sie zittern machen und zur Verzweif-

lung

lung bringen kann; warum kamen Sie denn hierher, und was bewog Sie zu diesem sonderbaren Schritte? Geschah es, sich wegen Ihrer Aufführung bey mir zu entschuldigen, oder mir gar meinen Beyfall abzunöthigen? Was wollen Sie, was begehren Sie von mir, und warum haben Sie mich aufgesucht?

Einen schändlichen Umgang! wiederholte Ernestine. Seit wann, sagen Sie mir doch, entehret die Freundschaft den Gegenstand, der uns dieselbe eingeflößt hat, sie nähret und theilet? Wahr ists, es wird niemand zu des Markis Besuchen zugelassen: Allein, wer würde mich auch besuchen wollen? Der Markis ist meine einzige Bekanntschaft, mein einziger Freund. Ich, die ich ferne von der Welt erzogen, und nur zur Arbeit gewöhnt worden bin, habe noch nie das Bedürfniß der Zerstreuung, oder der Flucht vor mir selbst, noch das Verlangen in mir empfunden, Verbindungen zu machen. Madam Dümenil, die bekanntlich die Gesellschaften ehmals so fleißig besuchte, hat sich ebenfalls, seitdem sie wieder in den Genuß ihrer Güter eingesetzt ist, von ihren Freundinnen entfernet, und war nicht mehr darauf bedacht — In den Ge-

nuß ihrer Güter? Sie? fiel ihr Henriette ins Wort; Von was für Gütern reden Sie?

Ernestine wiederholte hierauf, was Madam Dümenil ihr auf dem Land erzählet hatte, ohne Henriettens Erstaunen darüber zu bemerken. Sie tadeln eine Liebe zu dem Markis von Clemengis, fuhr sie fort; wenn Sie ihn aber kenneten, so würden Sie dieselbe gewiß billigen. Ja, ich gestehe es, der Gedanke, ihn nicht mehr zu sehen, bringt mich ausser Fassung; er durchbohrt mir das Herz. Eine Art von süßer Vertraulichkeit herrscht in unserm Umgange; diese macht mein ganzes Glück aus, und ohne Zweifel auch das seinige. Die Gegenwart dieses liebenswürdigen Mannes ist, ich weiß nicht mit welcher Wonne, begleitet, deren Gefühl mir unaussprechlich süße ist. So bald er bey mir ist, fühl ich mich entzückt, und in seinen Augen lese ich, daß er es auch ist; und o wie süß ist mir der Gedanke, daß vielleicht ebendasselbe Gefühl die Urquelle unsrer beyderseitigen Glückseligkeit ist!

Henriette schlug die Hände zusammen, sah gen Himmel und rief aus: Gott! hab ich recht gehört? Welche Hoffnung fängt an, in meinem Herzen wieder aufzuleben! Dieses

so

so biedere, freymüthige Bekenntnis! — Ach, meine liebe Ernestine, so ist es denn gewiß, daß du unschuldig bist! sagte sie, indem sie ihre schöne Freundin für Freude zärtlich an ihr Herz drückte. Nein, fuhr sie fort, nein! Ernestine würde eine strafbare Liebe mit dieser Offenherzigkeit nicht gestehen; sie ist nur hintergangen, nicht verführt. Noch ist es Zeit, aber hohe Zeit, sie aus der Gefahr zu retten, in welche sie ihre Unerfahrenheit und Leichtglaubigkeit gestürzt hat.

Das Räthsel wurde endlich zu Beyder Vergnügen aufgelöset. Das Betragen des Markis von Clemengis setzte Mamsell Dümenil in Erstaunen; es schien ihr sonderbar; aber sie kannte die Welt zu gut, um sie günstig zu beurtheilen. Wie sehr aber schlug es Ernestinen nieder, als hierauf Henriette ihr zeigte, wohin es, bey dieser Verfassung, endlich mit ihr gekommen seyn würde! Wie? rief sie aus; eine so zärtliche Sorgfalt, so viel Güte, auf eine so geheimnisvolle Weise mir erzeigt, sollte dahin abzwecken, mir ein Gut zu rauben, wofür weder Reichthum noch Hoheit mir jemals den Ersatz thun können?

Mamsell Dümenil erklärte sich hierauf mit einer, ihrer Absicht entsprechenden Umständ-

 lichkeit,

lichkeit, über die freye, oft zwecklose Denkart des männlichen Geschlechts und über die Widersprüche und Veränderlichkeit seiner Grundsätze und Sitten. O, mein liebes Kind! sagte sie zu Ernestinen, Sie kennen die Männer nicht; sie behaupten, geschaffen zu seyn, uns zu leiten, zu unterstützen, und in Schutz zu nehmen; ein furchtsames schwaches Geschlecht nennen sie uns; und nichtsdestoweniger sind sie seine ärgsten Feinde, unterhalten seine Furchtsamkeit mit allerhand Vorspiegelungen, und suchen von seiner Schwäche den möglichsten Vortheil zu ziehen. Sie haben die gottlose Uebereinkunft unter sich getroffen, das weibliche Geschlecht zu unterjochen und es auf immer ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Sie haben ihm allerley Pflichten aufgelegt, ihm Gesetze vorgeschrieben; und, auf Antrieb einer höchst beleidigenden, durch Eigenliebe erzeugten Seltsamkeit, zwingen sie es, dieselben zu übertreten, und legen diesem schwachen, furchtsamen Geschlechte, dessen Stützen und Rathgeber sie sich dünken, unaufhörlich Fallstricke und Schlingen.

Ach, vergleichen Sie den Markis von Clemengis nicht mit diesen Unsinnigen, erwiederte Ernestine; dichten Sie ihm diese grau-

samen Absichten nicht an! Nie hat er dem abscheulichen Vorhaben in seinem Herzen Raum gegeben, mich zu verführen, mich unglücklich und elend zu machen. Nein! seine Liebe ist eben so rein, als die meinige. Ach, wenn Sie ihn sehen und sprechen sollten! — Wohlan! unterbrach sie Mamsell Dümenil, ich werde ihn sehen und sprechen, und wünsche von Herzen, daß seine Liebe zu Ihnen so rein und ohne böse Absichten seyn möge, als Sie behaupten wollen. Aber, gesetzt auch, sie wäre es; würde ich darum seine unweißliche Aufführung weniger tadelnswerth finden? Da er Sie verleitete, auf einem Landgute zu leben, das er erst kürzlich und, wie es scheint, in dieser Absicht erkauft hat, hat er Sie nicht dadurch dem Verdacht der Abhängigkeit ausgesetzt? Reizte er nicht die Leute, da er Sie ihren Augen entzog, zum Argwohn, als lebten Sie nur für ihn allein? Zwar ließ er Sie nicht wissen, daß die Geschenke von ihm herkämen; aber konnte er dieses auch andern verbergen? Kennt man etwa den Charakter der Madam Dümenil nicht? Ihre alte Freundinnen, voll Verwunderung, sie so gar nicht mehr zu sehen, bemüheten sich, ihren geheimen Aufenthalt zu entdecken, entdeckten ihn auch,

und breiteten die Sache aus. Und zu welchen Vermuthungen haben Sie, seit der Rückkunft des Markis, Ihre und seine Bedienten verleitet? Glauben Sie wohl, daß diese Leute, deren Begriffe und Anmerkungen gewöhnlich plump und boshaft sind, das Beste von Ihnen werden gedacht und gesprochen haben? Und mußt ich Sie nicht selbst für strafbar halten? Der Markis von Clemengis ist Ihr Freund, sagen Sie. Nein, Ernestine, er ists nicht. Wer unsern guten Namen seinem Zeitvertreib und Vergnügen aufopfert, kann der unser Freund seyn? Ist dessen Liebe rein? Doch, Sie weinen, Sie seufzen, und hören mich nicht mehr an!

Ich habe Ihnen nur allzuaufmerksam zugehöret, erwiederte Ernestine. Sie haben die Ruhe meines Herzens und die Glückseligkeit meines Lebens zerstöret. Ach, wie konnt' es Ihnen einfallen, mich aus einem so süßen Traume zu wecken? Und indem sie ihr, von Thränen benetztes Gesicht, in dem Schoose ihrer Freundin verbarg, schriee sie: O, meine liebste Henriette, vergeben Sie mir; vergeben Sie meinem Schmerze, und dulden Sie seinen Ausbruch! Ich kann Ihren Gründen jezt weder meinen Beyfall geben, noch für Ihre

Güte

Güte erkenntlich seyn. Ach, mußten Sie mir meinen Irrthum rauben! Er machte mich so glücklich. Wie sehr hasse ich die Welt, ihre Sitten, ihre Gebräuche, ihre Vorurtheile, und, ach! ihre boshaften Anmerkungen! Welche Verbindlichkeit bin ich einer Welt schuldig, worinn ich nicht lebe? Wie? muß ich meine Glückseligkeit ihrem falschen Wahn aufopfern? Doch, was liegt mir an ihrem ungegründeten und verwegenen Urtheil, wenn mein Herz sich keines Vergehens bewußt ist!

Sie beunruhigen und ängstigen mich, versetzte Henriette. Wie Sie doch auch in den Markis so sehr verliebt sind! Sollt' ich nicht so glücklich seyn können, Sie auf eine andere Art wieder zu Sich selbst zu bringen, als dadurch, daß ich ihr Herz mit tausend Stößen durchbohre? Aber, hören Sie auf, das meinige durch Ihr Weinen und Wehklagen, das mich nur allzusehr rühret, zu martern! Wofür diese Thränen? Sie haben ja ihren freyen Willen, Ernestine! Was könnte mich berechtigen, Ihnen Zwang anzulegen, Ihnen mit Gewalt ein Glück zu entziehen, dessen Verlust Ihnen so äusserst schmerzhaft ist? Sie können es ja noch immerfort geniesen; wer hindert Sie daran? Vergessen Sie, was ich zu Ihrer

Belehrung

Belehrung gesagt habe, und daß ich einst Ihre ächte Freundin war! Kehren Sie zu Ihrer nichtswürdigen Freundin wieder zurück, die sich niederträchtiger Weise gebrauchen läßt, Sie mit dieser vergänglichen Glückseligkeit bekannt zu machen! Nicht über mich, über sie müssen Sie Sich beklagen! Nur dieses leichtfertige Weib ist die Ursache Ihres itzigen Kummers; möchte es nur nicht auch dereinst die Ursache Ihrer Schaam und Verzweiflung seyn!

Wie bin ich so unglücklich! rief Ernestine aus; mit welchem Gram, mit welcher Bitterkeit hat ein Augenblick mein Herze erfüllt! — Man fürchtet für mich Schaam und Vorwürfe! Ach, meine liebe Henriette, erniedrigen Sie Ihre Freundin nicht so tief! — Werden Sie doch nicht ungehalten über meine Klagen; ich bin schwach und vielleicht unbillig. Der Schmerz hat sich meiner Seele gänzlich bemeistert und meinen Geist darnieder geschlagen. Kaum bin ich mir meiner noch bewußt. — Sagen Sie nicht, daß ich wieder zu dem Weib zurückkehren soll, das mich hintergangen hat. Ich übergebe mich Ihnen, Ihrem Rath, Ihrer Leitung, Ihrer Freundschaft. Nein! ich will die Gemächlichkeit, in welcher ich

ich bisher lebte, nicht beklagen, nicht das Glück, das ich verlassen; nur jenen liebenswürdigen, zärtlichen, aufrichtigen, in Ihren Augen zwar leichtsinnigen, in den meinigen aber schäzbaren Freund; jenen Freund, dessen grosmüthige Hände mich mit Wohlthaten überhäuften, ohne es sich merken zu lassen, ohne meine Erkenntlichkeit dafür zu fodern; diesen so theuern, so ganz meiner Hochachtung und Liebe würdigen Freund, dem es nun, ach! zu einer so süßen Gewohnheit geworden ist, mich zu sehen, zu sprechen und um mich zu seyn! — Und diesen Freund soll ich izt grausamer Weise verlassen, meiden, kränken und ihm gleiche Marter verursachen, als ich izt fühle?

Nein, meine Liebe! das sollen Sie nicht, erwiederte Henriette; Sie müssen vielmehr ihn sehen, ihn sprechen, ihn um seine Einwilligung bitten, Madam Dümenil verlassen zu dürfen. Wer muthet Ihnen denn zu, den Annehmlichkeiten eines unschuldigen Umganges zu entsagen, und Sich mit Gewalt des Vergnügens seiner Besuche zu berauben? Wenn Sie einmal nicht mehr von seinen Wohlthaten leben und eine schickliche Unterkunft gefunden haben, dann wird es Ihnen gar wohl erlaubt

seyn, diese, Ihrem Herzen so theure Freundschaft zu pflegen. Schreiben sie dem Markis und bitten Sie ihn, sogleich hierher zu kommen. Sie werden damit der Unruhe vorbeugen, die ihm dieses Ansinnen, wie Sie fürchten, verursachen möchte. Ein kurzes Gespräch wird mir seine Gesinnungen und Denkart zu erkennen geben. Er wird meinen Vorschlag nicht verwerfen; und gesetzt, es geschähe; wird es in diesem Fall nicht von Ihnen abhängen, seinem Willen nachzuleben?

Ernestine nahm hierauf eine Feder, und schrieb mit zitternder Hand folgenden Brief:

„Man hat mich benachrichtiget, daß „ich der Madam Dümenil weder Achtung, „noch Erkenntlichkeit schuldig sey. Suchen „Sie mich nicht mehr bey dieser Frau; „ich verlasse sie auf immer. Sie, die Sie „schon seit einem Jahre meiner Freundschaft, „Hochachtung und zärtlichsten Liebe geniesen, „sind Sie ein Treuloser? Wenn Sie Ihre „Absichten vor den Augen eines schätzbaren „Frauenzimmers rechtfertigen können; so kommen Sie sogleich zur Mamsell Dümenil. Ich „erwarte Sie da mit Angst und Uuruhe. Ich „wünsche, hoffe und glaube, daß Sie meiner Hochachtung würdig sind. Ich bitte Sie

„also,

„also, überzeugen Sie meine Freundin, mei-
„ne einzige Freundin, ob Sie mich betriegen.

Der Markis von Clemengis kam eben von Versailles zurück, und war im Begriff, Ernestinen zu besuchen, als der Bediente der Mamsell Dümenil ihm diesen Brief einhändigte. Er gehorchte und erschien sogleich bey Henrietten mit jenem edeln Selbstvertrauen, welches nur das Bewußtseyn verschafft, niemals die Gesetze der Ehrbarkeit beleidigt zu haben.

Er stutzte, als er Henrietten allein im Zimmer sah. Ernestine war eben in ein Nebenzimmer gegangen, wo sie alles, was geredet wurde, hören konnte. Izt zum erstenmal, fühlte sie bey des Markis Annäherung eine gewisse Bewegung, an welcher das Vergnügen keinen Antheil hatte. Sie zitterte und scheute sich, vor ihm zu erscheinen, aus Furcht, die Bewegungen ihres Herzens zu verrathen.

Mamsell Dümenil wurde bey dem Anblick des Markis noch nachsichtsvoller gegen die verliebte Schwachheit ihrer Freundin. Wie hätte auch, dachte sie, eine so reizende Bildung nicht den lebhaftesten Eindruck auf ein Mädgen machen sollen, das jung, gegen die Leidenschaften so wenig auf der Hut, und nur

gewohnt war, den Eingebungen seines Herzens zu folgen? Henriette bewunderte den Markis und wünschte, daß sein Charakter dieser liebenswürdigen Gestalt entsprechen möchte. Werden Sie mir vergeben, mein Herr! redete sie ihn an, daß ich es wage, mich, wider Ihren Willen, zu Ihrer Vertrauten zu machen und Ihre Geheimnisse wissen zu wollen; daß ich mich erkühne, Rechenschaft von einer Aufführung zu fodern, deren anscheinende Unregelmäßigkeit, vielleicht durch einen, mir unbekannten Umstand, zu rechtfertigen seyn dürfte; und werden Sie mir wohl versagen, mir Ihr Vorhaben in Absicht auf Ernestinen zu entdecken?

Mein Vorhaben? Wahrhaftig, Mamsell! ich habe gar keines, antwortete der Markis; und sie können nicht glauben, wie verlegen mich diese Frage macht, die ich schon tausendmal an mich selbst gethan habe, ohne mir jemals eine befriedigende Antwort darauf geben zu können. Ich wünsche, ruhig zu leben, und Ernestinen glücklich zu machen; ich habe auch, zu Erreichung dieses Zwecks alle nur mögliche Mittel angewandt; mein Herz hat mir dieses Zeugnis gegeben, und andere Absichten hegte ich nie. — Darf ich mich nun aber auch unterstehen,

terstehen, Sie zu fragen, was Sie in meinem Verfahren unregelmäßig finden, und aus welchen Gründen Ihnen meine Aufführung tadelnswürdig scheinet?

Es ist mir leid, mein Herr! von Herzen leid, erwiederte Henriette, daß Sie keine Vorwürfe zu verdienen glauben, da Sie den guten Namen eines jungen Frauenzimmers, dessen Glück einzig von seiner guten Aufführung abhängt, der Gefahr aussetzen. Waren Sie auch berechtiget, sie meiner Aufsicht zu entziehen, meines Raths zu berauben und anzureizen, ihren gemeinen, aber friedsamen Stand zu verlassen, um die Freuden eines vergänglichen Ueberflusses zu kosten; sie daran zu gewöhnen, und vielleicht zu bewegen, sich desselben, durch das Opfer der Ehrbarkeit und der guten Sitten, zu versichern? Und macht Ihnen das keine Vorwürfe, mein Herr! daß Sie in dem Mädgen eine Leidenschaft zu erregen beliebt haben, die es in die grausame Nothwendigkeit setzt, sich entweder strafbar, oder unglücklich zu machen?

Dieser letzte Vorwurf rührt mich empfindlich, versetzte der Markis; ich verdiene ihn, und habe mir ihn selbst schon oft gemacht. Bey der Ungleichheit unsers Standes hätte

ich so wenig meine Neigung nähren, als in ihr eine Leidenschaft erregen sollen, die am Ende nicht anders, als durch ein allzugroses Opfer, das Eines dem Andern hätte bringen müssen, zu befriedigen gewesen seyn würde. Aber, hab ich sie zu verführen gesucht, sie durch glänzende Versprechungen hintergangen, oder mit falschen Hoffnungen betrogen? Hab ich ihre Leichtglaubigkeit gemißbraucht, oder ihre Phantasie durch verliebte Gespräche erhitzt? Nicht einmal hab ich mir die Entdeckung meiner Empfindungen erlaubt. Zufrieden mit dem Vergnügen, sie zu lieben, entzückt von der Wonne, ihr zu gefallen, genoß ich, vielleicht hierinn dem Pöbel ähnlich, eines unbekannten Glücks, und Ernestine theilte es mit mir. Ach, Mamsell, welches Glück rauben Sie uns durch die fatale Entdeckung, die Sie ihr mitgetheilt haben!

Mamsell Dümenil, die über diese Art von Vorwurf ein wenig betroffen war, wollte den Markis nicht auf den Gedanken lassen, als ob etwa der Vorwitz, oder irgend ein unzeitiger Diensteifer, sie bewogen hätte, sich in sein geheimes Verständnis einzumischen. Sie erzählte ihm zu dem Ende den Vorgang des vorigen Abends, und verschwieg ihm nichts

von

von dem, was so eben zwischen ihr und Ernestinen vorgefallen war.

Ich will Ihnen das ganze Geheimnis offenbaren, Mamsell! sagte der Markis. Ich bin weit entfernt, Ihre Ansprüche auf ein junges Mädgen in Zweifel zu ziehen, das schon ehmals verschiedene Jahre unter Ihrer Aufsicht stand. Als ich es aus einem weniger, als mittelmäßigen Zustande, zog, hatte ich die Absicht, für die bescheidene Schönheit das zu thun, was Andere meines gleichen täglich, zu Gunsten der Niederträchtigkeit, des Lasters und der Unverschämtheit, thun. Ihre Freundin genießt keines, nur flüchtigen Glückes; sie ist reich, frey und unabhängig. Da ich, den vorigen Winter über, mit ununterbrochenem Glücke gespielt, und mit dem Schicksal, ohne es zu ermüden, gleichsam nur meinen Scherz getrieben habe, fand ich, vor meiner Abreise nach Italien, daß ich eine beträchtliche Summe gewonnen hatte, mit der ich nach Willkühr schalten konnte. Ich bestimmte sie, um die liebenswürdige Schülerin Ihres Bruders damit glücklich zu machen. Mein Vorhaben war, Ihnen diese Summe zuzustellen; Ihre unvermuthete Abreise aber zwang mich, andere Maasregeln zu nehmen.

 Ich

Ich hinterlegte also, unter der Verwaltung der Madam Dümenil, einen Theil bey dem Manne, dem Sie selbst, Mamsell! das Vermächtnis der Madam Düfresnoi anvertrauet haben. Das Landgut, auf dem sich Ernestine den Sommer über befand, ist ihr Eigenthum, und mit Beyhülfe jenes Mannes, unter ihrem Namen, erkauft worden. Wenn ich also meine Vorsorge Ihrer jungen Freundin verschwiegen habe; so geschah es aus einer Ursache, die Sie nicht tadeln können. Izt wissen Sie alles; urtheilen Sie nun, Mamsell! und sagen Sie mir freymüthig, ob das Geheimnis meines Betragens Ihnen noch strafbar scheint, und ob ich's verdiene, daß Ernestine mich fragt: Ob ich ein Treuloser sey?

Henriette sann hierüber einen Augenblick nach. Die edle Offenherzigkeit des Markis, seine Grosmuth, seine so zärtliche und uneigennützige Liebe, waren ihr eine neue Erscheinung. Die grose Welt, in der sie von ihrer Kindheit an lebte, hatte ihr noch nie ein Beyspiel von einer so edeln Handlung gegeben. Sie fieng nun an, den Freund der Ernestine mit einer Art von Bewunderung zu betrachten: allein, da sie sich erst versichern

wollte,

wollte, ob er sie nicht etwa hintergehe; so fragte sie ihn: Werden Sie wohl erlauben, mein Herr! daß Ernestine Ihre Wohlthaten auch in dem Kloster genießen darf, wohin ich sie, diesen Abend zu bringen, entschlossen bin?

Wo Sie wollen, Mamsell; wo sie glücklich seyn wird! erwiederte der Markis. Hab ich sie mir denn darum verbindlich gemacht, um ihr, nach Gefallen, Zwang auflegen zu können? Nein, Mamsell! Ich wiederhohle es: Sie ist frey; sie ist unabhängig; und ich würde mich selbst herzlich verachten, wenn ich mir beygehen liess, mir einiges Recht über sie anzumaßen.

Mamsell Dümenil stand izt eilig auf, lief in das Nebenzimmer, nahm Ernestinen bey der Hand, und führte sie zum Markis. Danken Sie Ihrem liebenswürdigen und grosmüthigen Beschützer, sagte sie zu ihr; Sie dürfen über seine Wohlthaten nicht erröthen, und haben keine Vorwürfe deswegen zu befürchten. Vielleicht sind Sie nicht geneigt, Wohlthaten anzunehmen; aber, wissen Sie auch, daß Geschenke der Freundschaft Niemand erniedrigen? Suchen Sie nun, durch wahre und beständige Erkenntlichkeit Sich des Freundes

würdig zu machen, den Ihr gutes Glück Ihnen gegeben hat!

Ernestine hatte alles, was gesprochen worden war, angehört. Durchdrungen von liebevoller Bewunderung, konnte sie die Empfindungen ihres Herzens nicht anders ausdrücken, als durch Thränen. Mamsell Dümenil, fieng der Markis endlich an, ist einem Vorschlag, den ich Ihnen zu thun, beschlossen hatte, zuvorgekommen. Die unaufhörlichen Klagen der Madam Dümenil, und ihr beharrliches Verlangen, Sie mit der grosen Welt bekannt zu machen, schienen mir Ihre Trennung von derselben anzurathen. Ihre Freundin erspart mir eine Erklärung, die mich fast verlegen machte. Schon lange dachte ich mit Angst an den Augenblick, wo ich mich Ihnen würde erklären müssen, noch mehr aber an die Folgen der Entdeckung, die ich Ihnen zu machen, bisher groses Bedenken trug. — Aber, warum weinen Sie? fragte er in einem zärtlichen Tone. Sind Sie nicht geneigt, den Vorschlag zu billigen, den wir Ihnen izt thun?

Mein Herr! antwortete Ernestine, warum sollt ich mir nicht alles gefallen lassen, was Sie für mich gut finden? Ich bin bereit, dem

LB Coburg

dem Rath der Mamsell Folge zu leisten, und willig, mich den Vorschriften zu unterwerfen, die Sie mir zu geben belieben; sie werden immer die Richtschnur meines Lebens seyn! — Was sagen Sie, liebste Ernestine! Ich sollte Ihnen Vorschriften geben, Ihnen Gesetze auflegen? fragte der Markis. Welche Rede! Ich bitte Sie, Mamsell! fuhr er, indem er sich gegen Henrietten wand, mit einer gerührten und sogar wehmüthigen Miene, fort; ich bitte Sie, sagen Sie doch Ihrer Freundin, daß sie mich mit mehr Güte behandeln möge!

Ernestine reichte ihm die Hand und wollte reden; aber die Besorgnis, den Markis izt zum letztenmale zu sehen, beklemmte ihr Herz und band ihre Zunge. Einige, durch tiefe Seufzer unterbrochene Worte, entdeckten jedoch dem Markis ihre Gesinnungen. Er war darüber sehr gerührt und erweicht, faßte ihre Hand, drückte sie sanft an seine Brust, küßte sie und sagte: Nein, wir trennen uns nicht; ich werde Sie oft besuchen; Sie werden mir immer theuer und meine liebste Beschäftigung seyn! Hören Sie auf zu weinen! Sie sehen hier zwo Personen, die Sie wahrhaftig lieben. Nur geben Sie mir, vor den Augen Ihrer Freundin, noch das Zeugnis, daß ich

meinen Begierden niemals etwas erlaubt habe, das Sie izt zwänge, Ihre Augen vor derselben niederzuschlagen.

Mamsell Dümenil vereinigte sich mit dem Markis, Ernestinen vollends zu beruhigen. Sie nahmen alle Maasregeln, diesem liebenswürdigen Mädgen seine neue Lage möglichst angenehm zu machen. Sie erwählte selbst die Abtey Montmartre, und verlangte, dahin gebracht zu werden. Der Markis übernahm, ihre Kammerfrau, die einzige Person, die sie von ihren Bedienten beybehalten wollte, ihr zu schicken, und sie aus der Verlegenheit zu ziehen, der Madam Dümenil von ihrer so plözlichen Trennung Nachricht zu geben. Auf ihre Bitte, willigte Henriette ein, Ernestinens Kostbarkeiten einsweilen in Verwahr zu nehmen, und zu seiner Zeit in die Abtey zu liefern. Sie übernahm auch die Verwaltung ihrer Güter, und ließ sich die Urkunden darüber, nach des Markis Erbieten, von demselben ausliefern.

Zwar kam es den Markis sehr sauer an, seine Einwilligung zu einer Veränderung zu geben, die ihm die Freyheit raubte, Ernestinen, wie bisher, jeden Augenblick des Tages zu sehen; indessen strengte er alle seine männliche

liche Kraft an, ruhig daben zu scheinen. Da er jedoch nicht gewohnt war, die Empfindungen seines Herzens zu verbergen; so verrieth seine Miene gar bald, wie sehr seine Liebe diese Anstalt misbilligte, und sich gegen dieselbe empörte. Er faßte Ernestinens beyde Hände und sagte, indem er sie mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit ansah: Ach, meine liebenswürdige Freundin! vergessen Sie doch niemals einen Mann, der so manche Stunde bey Ihnen zubringen und eine Flamme zurückhalten konnte, deren Gegenstand und Heftigkeit ihm eine so natürliche Entschuldigung würden dargeboten haben! Ich liebe Sie; Sie wußten es nicht; es ist mir süße, es Ihnen izt zu sagen, es Ihnen zu wiederholen. Ja, ich liebe Sie; ich bete Sie an. Wie viel Ueberwindung hat es mich gekostet, es Ihnen so lange zu verbergen! Aber ich bin froh darüber, daß ich aushalten, daß ich den Kampf bestehen konnte. Je gröser meine Begierden waren, und je schmeichelhafter und anziehender mir die unschuldsvolle Empfindsamkeit Ihres Herzens den Gedanken eines gewissen Triumphs vormahlten, desto beruhigender ist mir nun der Sieg, den ich über mich selbst davon getragen habe. Wenn Sie Sich

für meine zärtliche und beständige Liebe einiger Vergeltung schuldig glauben; so gestehen Sie mir wenigstens das Verdienst einer schweren Unternehmung, einer standhaften Zurückhaltung zu. Aengstigen Sie Sich nicht mehr, und suchen Sie den grausamen Kummer, der an Ihrem Herzen nagt, zu zerstreuen, damit ich in diesen theuern Augen forthin keine Spuren mehr davon erblicke: denn Sie wissen, ja, wissen müssen Sie es, daß mein ganzes Glück von der Gewisheit des Ihrigen abhängt.

Hierauf nahm der Markis, ohne Ernestinens Antwort abzuwarten, von Mamsell Dümenil Abschied, und wollte fortgehen; er kehrte aber an der Thüre wieder zurück, und fragte schüchtern, ob sie ihm erlauben wolle, sie bisweilen zu besuchen? Henriette, von Natur sanftmüthig, empfindsam, und tugendhaft ohne Härte, verachtete jenen düstern Ernst, der so oft nur zum Schein angenommen wird, allezeit aber verachtungswürdig, und eher geschickt ist, die Tugend lästig und verhaßt, als schätzbar, zu machen. Da sie nicht räthlich fand, Ernestinen dem Umgang des Markis gänzlich zu entziehen; so antwortete

tete sie ihm mit sanftem Lächeln, sie nähme seine Besuche mit Vergnügen an.

Henriette, die nun zu Tisch gehen mußte, nöthigte Ernestinen, nicht vor ihrer Base zu erscheinen. Man sagte ihr, als sie wieder zurück kam, ihre junge Freundin habe nichts zu sich nehmen wollen. Sie fand sie niedergeschlagen und in Thränen zerflossen. Den Kopf hatte sie über ihren Schoos gesenkt, und das Gesicht halb in ihr von Thränen benetztes Sacktuch verhüllt. Woher, meine Liebe, rief ihr Henriette zu; woher dieser wiederkehrende Schmerz? Was hat Ihren Augen diese bittere Thränen entlockt?

Ich weiß nicht, antwortete Ernestine, warum mein Herz so grausam beklemmt ist. Noch nie beunruhigten mich unordentliche Begierden; ich nährte in meinem Herzen nie eitle Hoffnungen; meine Glückseligkeit hatte in meinen Augen ihren höchsten Gipfel erreicht; kein Wunsch schien mir mehr übrig. Aber ach, nimmermehr, nimmermehr werd ich eines solchen Glücks wieder genießen! Mein Verlust ist unersetzlich! Man raubt, man entzieht mir alles, alles — läßt mir nicht einmal den letzten Wunsch. — Welch trauriges Licht haben des Markis Worte über meine

meine Lage verbreitet! Die Ungleichheit unsers Standes, sagte er, vergönnet uns nicht, glücklich zu seyn, woferne nicht Eines dem Andern ein allzugroses Opfer zu bringen, den Muth hat. — Hier hielt sie inne, seufzte und wimmerte. Theurer Clemengis! rief sie aus; es bedarf dieses grosen Opfers nicht, um Ernestinen glücklich zu machen! Sie will es nicht, will nicht glücklich seyn, wenn es nicht, ohne Nachtheil deiner Ehre, geschehen kann! Die Augen sind mir nun geöffnet; izt sehe ich, was uns trennet. Woher kommts nur, daß ich einen so tiefen Schmerz fühle, da ich eine Hoffnung aufgeben muß, der ich doch nie, ach! nie, in meinem Herzen Raum gelassen, die ich nie gekannt habe?

Die Liebkosungen ihrer Freundin, die Besuche des Markis, Zeit und Nachdenken linderten endlich Ernestinens Kummer einigermaßen; eine stille, sanfte Traurigkeit trat an seine Stelle, und wurde ihr zur gewöhnlichen Laune. Nach einem monatlichen Aufenthalt bey Henrietten, begab sie sich in das Kloster. Man hatte ihr daselbst ein bequemes und angenehmes Zimmer zubereitet. Sie bemerkte darinn überall die Sorgfalt ihres Markis.

Eine

Eine kleine Bibliothek von auserlesenen Schriften verschafften ihr einen nützlichen Zeitvertreib, und Gelegenheit, ihre Kenntnisse zu erweitern. Sie fuhr fort, in der Tonkunst Unterricht zu nehmen, und beschäftigte sich mit der Lektür; wobey sie jedoch jenes Talent nicht vernachläßigte, welches ihr, durch das Vergnügen, des Markis Bildnis zu vervielfältigen, so schätzbar geworden war. Sie fand in jedem Gegenstand, der sich ihrer Phantasie darstellte, Spuren dieser ihr so theuern Züge und Anlaß, sich ihrer zu erinnern. Wem wird es daher unwahrscheinlich dünken, wenn wir sagen, daß ihr Zimmer endlich von Gemählden ihres Geliebten ganz voll wurde?

Mamsell Dümenil besuchte sie, in Begleitung des Markis, öfters; und nur selten erlaubte sich dieser, allein in die Abtey zu gehen. Seitdem er sich entschlossen hatte, Ernestinen Henriettens Aufsicht zu übergeben, bestrebte er sich, seine Liebe, so viel möglich, zu unterdrücken. Nach seinen Grundsätzen, konnte er sie nicht glücklich machen, ohne Glück und Güter zu wagen, und ohne die Ehrerbietung zu verletzen, die er seinem Oheim und einem andern angesehenen Hause schuldig war, mit dem er durch eine Vermählung ver-

bunden

bunden werden sollte. Man war eben dazumal in der Untersuchung jenes alten und wichtigen Rechtsstreits begriffen, von dessen Ausgang sein Glück oder Unglück abhienge; die Zeit des Endurtheils aber war noch zweifelhaft. Wenn ich, dachte der Markis, mit dem Prozeß auch zugleich die Liebe meines Oheims verlöhre, wenn ich mich dann genöthiget sähe, bey einer mittelmäßigen Rente zu schmachten, die Kriegsdienste und den Hof zu verlassen, und mich von der grosen Welt zu entfernen; wie leicht könnte dann meine Liebe, geschwächt durch den Genuß, endlich erkalten! Wer weiß, ob die Festigkeit meiner Gesinnungen mein Vergnügen dauerhaft erhalten; ob die Annehmlichkeiten meiner Verbindung das traurige Andenken so vieler der Liebe dargebrachten Opfer überwiegen; ob ich immer so edel denken werde, wie jetzt; ob ich nicht, unbillig in meinem Kummer, aufhören werde, die unschuldige Ursache meines Verderbens zu lieben; ob ich nicht vielleicht mich gar unterstehe, sie ihrer eignen Thorheit zu beschuldigen, sie alle Bitterkeit meines Unwillens fühlen zu lassen, sie unglücklich zu machen, und ihr dadurch auf immer jenen süßen Frieden, jenes Glücke zu rauben,

ben, das ich ihr doch ehmals zu versichern, so eifrigst bemühet war!

Diese Betrachtungen befestigten den Entschluß, seiner Liebe zu widerstehen, und jene Besuche einzustellen, die sie nur noch mehr entflammten. Er versuchte seine Kräfte, und ließ es sich sauer werden, Ernestinen einige Tage lang weder zu sehen, noch ihr zu schreiben. Aber es kam bald in seinem Herzen zu Vorwürfen über dieses unverzeihliche Beginnen, denen er entweder nicht begegnen wollte, oder nicht konnte. Er eilte wieder nach der Abtey, berauschte sich in ihrem Anschauen, klagte sich selbst, als er sie ein wenig traurig fand, der Grausamkeit an, nannte sich einen Thoren und Unsinnigen, und konnte nicht begreifen, wie ein Mann von seinem Herzen sich habe beygehen lassen können, einer so gefühlvollen edeln Seele eine unangenehme Stunde zu machen.

Das gute Mädgen wagte es nicht, ihm Vorwürfe zu machen. Sie war izt scheu und furchtsam, und erröthete über und über, als sie seine Verwirrung bemerkte. So sehr sie sich auch bemühte, ihm ihre Röthe zu verbergen, so sichtbar machten jedoch ihre schmachtenden Blicke, ihr Seufzen und ängstliches Fragen,

gen, ihre Besorgnis, nicht mehr geliebet zu seyn. Der Markis entsagte nun allen seinen Entwürfen, und bemühte sich eifrigst, Ernestinen wieder seiner Liebe zu versichern. Er überließ sich aufs neue dem Vergnügen, sie von seiner Liebe zu unterhalten, und schien, indem er sie an die vergangene Zeit erinnerte, wo sie ungestöhrt so manche süße Stunde beysammen zubrachten, ihr vorzuwerfen, daß sie eine, ihrer Glückseligkeit so entbehrliche Aufklärung, muthwilliger Weise gesucht habe. Ach, warum, rief er aus, warum haben Sie doch lernen müssen, Sich vor mir zu fürchten, und Mißtrauen in Sich selbst zu setzen!

Gerührt von diesen Reden, und erweicht durch eignes Nachdenken, schwieg Ernestine, weinte, und betrauerte vielleicht ihre ehemalige Einfalt. Also verflossen drey Monate, ohne das mindeste in ihrem Zustande zu ändern.

Bey der Wiederkehr des Frühlings machte der Markis Anstalten, sich zu seinem Regiment zu begeben und Ernestinen zu verlassen. Die herannahende Trennung empfanden beyde Liebende mit gleichlebhaftem Verdruß. Ihr letztes Lebewohl dauerte lange und war zärtlich.

lich. Sie weinten Beyde, und, anstatt sich zu minderer Liebe anzumahnen, versicherten sie sich vielmehr wechselsweise tausendmal, daß sie sich ewig lieben wollten.

Bald nach der Abreise des Markis empfand Ernestine in ihrer Einsamkeit Langeweile: Sie wünschte sich wieder auf das Land zurück, um jenen angenehmen Aufenthalt, das Geschenk ihres Geliebten, und durch dessen sorgfältige Liebe izt so herrlich, wieder zu sehen und zu geniesen. Henriette machte ihr Einwendungen dagegen, und stellte vor, daß ihr der Wohlstand nicht erlaube, sich alleine daselbst aufzuhalten. Diese Schwierigkeit verursachte ihr einiges Anliegen; ein Zufall aber, an dem ihr empfindsames Herz sie Antheil zu nehmen zwang, ließ sie bald hernach eine gute Gesellschafterin finden, und räumte jenes Hinderniß aus dem Wege.

Frau von Ranci, die etwa sechs und dreyßig Jahre alt, noch schön und liebenswürdig, aber unglücklich war, und sich seit drey Jahren in der Abtey befand, hatte sich bisher gegen Ernestinen immer sehr gefällig und freundschaftlich bewiesen. Sie war eine Wittwe, und ehemals durch Unglücksfälle, bis auf eine kleine, bey einem Handelsmann versi-

cherte jährliche Rente, um ihr sämtliches Vermögen gekommen. Dieser Handelsmann, dem es entweder an Glück, oder Geschicklichkeit fehlte, gerieth in Schulden, und nahm, als seine Gläubiger in ihn drangen, die Flucht, gieng nach Holland, und stürzte die Frau von Ranci in die äußerste Dürftigkeit.

Ernestine, die durch mitleidige Freunde erhoben, unterstüzt und bereichert war, erzeigte sich gegen alle, die sie an ihren ehmaligen Zustand erinnerten, freygebig. Ihr Ohr stand dem Gewimmer des Dürftigen immer offen, und sie bestrebte sich, der Menschheit alle die Hülfe zu leisten, die sie selbst von ihr vormals empfangen hatte.

Da ihr das Unglück der Frau von Ranci sehr zu Herzen gieng; so verabredete sie mit Mamsell Dünnenil die Maasregeln, dieser bekümmerten Frau das kleine Vermächtnis der Madam Düfresnoi abzutreten, und schoß demselben noch so viel bey, daß nicht nur ihr Verlust wieder ersetzt, sondern ihre Rente noch um etwas vermehrt wurde. Da sich hierdurch in dem Herzen dieser rechtschaffenen Frau die Erkenntlichkeit mit der Freundschaft gattete; so empfand sie bald für Ernestinen die Zärtlichkeit einer Mutter. Sie nahm

Vorschlag mit Vergnügen an, sich mit ihr nä- her zu verbinden, und sie auf ihr Landgut zu begleiten; wohin sie auch, einen Monat nach des Markis Abreise, wirklich abgiengen.

Ernestine sah diesen, ihr so angenehmen Ort mit Entzücken wieder, und gestand der Frau von Ranci offenherzig, warum sie sich hier so gerne aufhielte. Sie zeigte ihr des Markis Briefe und ihre Antworten, unterhielt sie von den zärtlichen Gesinnungen, die sie für diesen liebenswürdigen Mann hege, und erklärte ihr weitläuftig ihre Verbindlichkeit, Erkenntlichkeit, Zärtlichkeit und die Wonne, die ihr Herz empfände, wenn sie an ihn dächte; Und fragte ihre Freundin sie bisweilen, welchen Erfolg sie von ihrer so heftigen Liebe erwarte, und welche Gründe sie habe, die Erfüllung ihrer Wünsche und einen glücklichen Ausgang zu hoffen; so unterbrachen Seufzer und Thränen die Ergiessungen ihres Herzens. Sie antwortete ihr immer, sie hege gar keine Hoffnungen; und, ohne jemals den guten Rath der Frau von Ranci zu verachten, oder über ihre Anmerkungen unwillig zu werden, hörte sie solche immer gelassen an, und gab ihren Betrachtungen Beyfall; aber, sie von dem schlechten Erfolg ihrer Wünsche zu über-

 zeugen,

zeugen, des Markis Andenken aus ihrem Herzen zu vertilgen, sie ihrer Liebe und der Gewisheit, ihm zu gefallen, entsagen zu machen, das vermochte sie nicht.

Mamsell Dümenil, die sich gegen das Ende des Sommers abermal zu einer Reise nach Bretagne rüstete, wollte Ernestinen vor ihrer Abreise noch sehen. Sie kam, und blieb einige Tage bey ihr. Bey ihrer Abreise empfahl sie Ernestinen angelegentlichst, die Rückkunft des Markis hier nicht abzuwarten; und nur auf ihre Zusage, sich in wenig Tagen wieder in das Kloster zu begeben, ließ sie ihre Freundin auf dem Gute zurück.

Ernestine bereuete dieses Versprechen gar bald. Der Markis kam zu Paris an, und beschwur sie, den Herbst über auf ihrem Landgute zu bleiben, und ihm zu erlauben, sie dort zuweilen besuchen zu dürfen. Er bat dabey nur um so viel Freyheit, als sie, ohne Furcht des Mißbrauchs, ihm bewilligen könnte. Die Gegenwart der Frau von Nanci, sagte er, wird hinreichend seyn, Sie gegen allen übeln Verdacht und alle boshafte Verläumdungen zu sichern. Diese Bitte wiederhohlte er in allen seinen Briefen; er drang sogar mit Wärme darauf; und es schien, als ob

ob seine ganze Glückseligkeit von dieser Vergünstigung abhienge.

Die sanfte, zärtliche Ernestine konnte sich nicht entbrechen, ihm diese, so angelegentlich erbetene Gunst zu gestatten. Ich bin ihm alles schuldig, sagte sie zu der Frau von Ranci, und ich sollte nichts für ihn thun, nichts wagen? Widersetze ich mich seinem Verlangen; so klage ich mich selbst des Undanks an. Wie kann und darf ich ihn betrüben? Sollt' ich ihm nicht alles einräumen, was Wohlstand und Ehre mir nicht verbieten? Warum der Furcht vor ungerechtem Verdacht, die Wonne aufopfern, ihm ein süßes Stündgen zu verschaffen? Sie werden mich gegen mich selbst schützen, die Stelle einer zärtlichen, wachsamen Mutter bey mir vertreten, mich nie verlassen und, wenn Sie denn, auf diese Weise, ein Augenzeuge meines Betragens sind, mich bey Henrietten entschuldigen. Um anderer Leute Urtheil bekümmere ich mich nicht: Die Achtung meiner Freunde, und das Bewußtseyn meiner Unschuld, sind mir genug zu meiner Beruhigung. Vergebens widersetzte sich die Frau von Ranci diesem Entschlusse; der Markis von Clemengis hatte das Vergnügen, Ernestinen auf ihrem Landgute

zu sehen, und sich dadurch zu überzeugen, daß er diese Gefälligkeit allein der Liebe zu verdanken habe.

Er genoß dieses Vergnügen etliche Tage lang, ohne über dessen Einschränkung einiges Mißfallen blicken zu lassen; aber wie sauer wird es einer erklärten Liebe, sich immer in den engen Schranken zu halten, die ihr die Gesetze der Freundschaft vorschreiben! Ein befriedigter Wunsch erregt gemeiniglich einen noch brünstigern; die Begierden vervielfältigen sich; die Wünsche werden kühn; eine genossene Gunst macht das Herz nach einer grössern lüstern; der unermeßliche Raum, der einen beynah unsichtbaren Punkt erst zu entfernen schien, verschwindet allmählich, und der Gedanke heftet sich dann auf einen Gegenstand, dessen Daseyn man vorhin kaum zu vermuthen wagte.

Da es also von dem Markis abhieng, seinen Aufenthalt bey Ernestinen nach Belieben zu verlängern, und den grösten Theil des Tages in ihrer Gesellschaft zuzubringen; so ließ er sich endlich eine gewisse üble Laune anmerken. Die immerwährende Gegenwart der Frau von Ranci wurde ihm lästig, und ihr wachsamer Blick auf ihre junge Freundin, unerträglich.

lich. Mußten Sie denn just, sagte er zu Ernestinen, diese Frau gewöhnen, Ihnen mit so vieler Scheinsorge überall zu folgen, und Sie immer unter ihren Augen zu halten? Fodern sie wirklich diese beschwerliche Sorgfalt von ihr? Fürchten Sie Sich etwa vor mir? Schätzen Sie mich nicht mehr? Wie? Gegen mich gebrauchen Sie diese Vorsicht? Sind Sie es? Ist es Ernestine, die dieses unbillige Mißtrauen gegen mich blicken läßt? Welche Gleichgültigkeit! Welche Zurückhaltung! Nein, Ihre Freundschaft ist nicht mehr so innig. Ach! sie ist verschwunden jene Zeit, jene glückselige Zeit, wo, an dem nemlichen Orte, Sie mir mit einer so warmen Freude entgegen liefen, wo Ihr Arm sich so vertraulich auf den meinen stüzte, wo wir so oft dieses Ihnen so angenehme Wäldgen miteinander in Wonnegefühl durchstrichen, und, ach! nichts dachten, als uns und unsere Liebe! O, meine theure Freundin! so ist es denn wahr, ists möglich, daß Sie jene Ernestine, jenes süße Mädgen nicht mehr sind?

Diese Vorwürfe verwundeten Ernestinens Herz, und entlockten ihren Augen die bittersten Zähren; doch beklagte sie sich nicht; sie ertrug vielmehr die traurige Einförmigkeit die-

ser Gespräche mit stiller Gelassenheit. Die Schwermuth des Markis, seine bleiche Farbe, und seine Muthlosigkeit, erfüllten ihre Seele mit Angst; sie zitterte für ein so kostbares Leben. Ich werde Ihnen nicht lange mehr lästig seyn, sagte er mit weinenden Augen und schwieg. Izt fieng Ernestine an, ihre Gefälligkeit zu bereuen, deren Folgen sie nicht voraus gesehen hatte. Meine Thorheit hat nun ihr Geschäfte vollendet, hat nun der so lange bezähmten Leidenschaft den Zügel abgenommen und sie aufgestöbert, wiederholte sie der Frau von Nanci. Bisher kannte ich sie nur von ihrer angenehmen Seite; jezt erfahre ich auch ihre Bitterkeit. — Frau von Nanci, die vor der Gefahr, worinn sie ihre junge Freundin sah, erzitterte, wandte alle ihre Beredtsamkeit an, um sie zu bewegen, nach Montmartre zurückzukehren. Ernestine willigte ein; aber, ehe sie abreißte, schrieb sie dem Markis, und schickte ihm den Brief durch einen Boten, in dem Augenblick, da sie in dem Kloster ankame. Er eröffnete ihn hastig; aber wie gros war sein Erstaunen, als er folgendes darinn fand!

Ernestinens Schreiben an den Markis.

„Wie schmerzhaft, mein Herr, ist es für
„mich, Ihnen Anlaß zur Unzufriedenheit zu
„geben, mich selbst, als die Urheberin Ih-
„res Kummers, verklagen, und mir den
„traurigen Zustand vorwerfen zu müssen,
„worinn Sie Sich izt befinden! Wie? Bin
„ich es, die Sie betrübet? Kann ich es glau-
„ben, es mir versichern, da doch Ihre Glück-
„seligkeit bisher der einzige Gegenstand meiner
„Wünsche war, und noch ist? Ach! durch
„welches Verhängnis scheint nun diese Glück-
„seligkeit von der Verirrung eines Mädgens
„abzuhängen, das Ihnen ehmals so theuer
„war? Seyen Sie Richter in Ihrer eignen
„und in dieses Mädgens Sache; thun Sie
„den Ausspruch zwischen Ihrem Herzen und
„dem meinigen! — Meine Zurückhaltung belei-
„digt Sie? Ist mirs aber erlaubt, noch auf
„iene vertrauliche Art mit Ihnen umzuge-
„hen, die meine Unerfahrenheit ehmals ent-
„schuldigte? Seit langer Zeit sah ich Sie,
„wie einen geliebten Bruder, an. Ich ach-
„tete die grose Ungleichheit unsers Standes

„nicht, oder dachte vielmehr nur nicht dar-
„an. Zu diesen Zeiten konnte mir Niemand
„das Zeugnis einer unschuldigen Liebe versa-
„gen. Noch hab ich mich nicht geändert.
„Wie mögen Sie daher izt so hartnäckig be-
„haupten, daß ich es seye? — Nicht Sie,
„mein Herr! nur mich fürchte ich. Ich
„bin jung, habe Ihnen alles zu verdanken,
„und — liebe Sie; ja, ich liebe Sie. Ich
„sage es, ich wiederhohle es mit Entzücken;
„ich liebe Sie, und erröthe nicht, Sie zu
„lieben. Der erste Augenblick gab dieser Lie-
„be, die die Folge der Zeit so innig machte,
„ihr Daseyn. Ein Gefühl, das meinem
„Herzen so süße ist; das einzige, was mir
„das Leben noch angenehm macht! So vie-
„le und so grosmüthig an mich verschwende-
„te Güte, beruhigte mich meines Schicksals
„wegen; aber die Liebe, die Sie mir ein-
„flößten, machte mein Glück, mein höchstes
„Glücke. Ununterbrochen an Sie zu denken,
„mich mit der Sorge beschäftigen, mir Ihre
„Freundschaft zu erhalten, der Achtung mei-
„nes theuern Freundes mich immer würdiger
„zu machen; Sie manchmal zu sehen, und
„dann in Ihren Augen zu lesen, daß Ihnen
„meine Gegenwart Freude mache, das war

„meine

„meine höchste Glückseligkeit; Und sollte sie
„denn nun, ach, eine so grose Glückselig-
„keit! mir auf immer entflohen seyn? Wer-
„den Sie mir solche nicht wiedergeben? Nein!
„es ist nicht mehr in Ihrer Gewalt. — —
„Ich werde Ihnen nicht mehr lan-
„ge lästig seyn. Ein harter Ausdruck!
„Ich kann den Zweifel nicht ertragen, Sie
„unglücklich gemacht zu haben; er durchbohrt
„mir das Herze. Indem ich den Ort ver-
„ließ, wo ich Sie ohne Zwang sehen konn-
„te, befolgte ich einen guten Rath; aber,
„ich fliehe Sie nicht; ich verlange nicht, ei-
„nen Wall zwischen Ihnen und mir aufzufüh-
„ren, und, indem ich bereit bin, wann Sie
„es wollen, diesen Ort wieder zu verlassen,
„unterwerf' ich mich gänzlich Ihrem Willen. —
„Wenn, um Ihre Tage zu fristen, es nichts
„weiters bedarf, als mich verächtlich zu ma-
„chen, meinen Grundsätzen und der Achtung,
„die ich mir selbst, und vielleicht auch Ih-
„nen, schuldig bin, zu entsagen; so stehe ich
„nicht einen Augenblick an, meinen Vortheil
„dem Ihrigen aufzuopfern; aber, ehe Sie
„ein so groses Opfer von mir empfangen: so
„erlauben Sie, daß ich alle die Geschenke,
„die Sie mir gemacht haben, in Ihre Hände

„zurücklie-

„ zurückliefere; sie zu behalten und zu genie„ ßen, würde Andere glauben machen, daß Sie „ mich nur in der Absicht so reich gemacht hät„ ten, um mich zu Grunde zu richten. Lassen „ Sie uns wenigstens Ihre, und einen kleinen „ Theil meiner Ehre retten. Ich wollte nicht, „ daß man mir den Vorwurf machen könnte, „ ich habe meine Unschuld verkauft. Unter „ diesen Bedingungen, mein Herr! erwartet „ die zärtliche Ernestine Ihren Befehl.

Groser Gott! rief der Markis, als er den Brief gelesen hatte, hab ich das herrliche Mädgen zwingen können, mir also zu schreiben? Ein befremdlicher Vorschlag! Aber wie viele Güte und Zärtlichkeit, welche Grosmuth in dieser Verläugnung ihrer Grundsätze und ihrer selbst! Liebenswürdiges Mädgen! Wer? Ich? — Ich sollte dich erniedrigen, sollte deine Liebe, dein edles Zutrauen mißbrauchen? Du hast nichts von deinem Liebhaber, von deinem Freunde, von deinem dankbaren Freunde zu befürchten. Verflucht sey der gewissenlose, der grausame Mann, der es wagt, sein Glück auf die Willfährigkeit eines so sanften gefühlvollen Geschöpfes zu gründen, eines Geschöpfes, das aus edler Gutherzigkeit seinem

eignen

eignen Glücke feindselig begegnet, um dem Glück eines Andern zu schmeicheln!

Der Markis von Clemengis eilte, der bedrängten Ernestine zu antworten. Die Verwirrung seines Geistes, und das bange Gefühl seines Herzens verstatteten ihm nicht, sein Schreiben in gehöriger Ordnung abzufassen. Er dankte ihr für eine so ausserordentliche Probe ihrer Liebe, und beklagte sich sogar darüber. Er verwies ihr liebreich, daß sie ihn eines Vorhabens verdächtig gehalten, das er doch noch nie gehabt habe. Ach, wie haben Sie nur immer glauben mögen, fragte er, daß Ihr Freund, Ihr Tyrann habe seyn wollen? Er schloß sein Schreiben mit einigen traurigen und zweydeutigen Worten; sie schienen ihr seinen Besuch auf den Abend anzudeuten. Er versprach, ihr im Vertrauen zu eröffnen, was er, ihr izt schriftlich zu äussern, nicht wage; etwas, das er, ihr zu entdecken, sich für unglücklich, sehr unglücklich hielte.

Ernestine befand sich just in der Frau von Nanci Gesellschaft, als ihr des Markis Schreiben behändiget wurde. Sie empfieng es mit Zittern, und hielt es lange unerbrochen in der Hand. Eine Todesblässe verbreitete sich

auf ihrem Gesichte. Sehen Sie hier meine Verdammung, sprach sie. O liebe Frau von Ranci, wenn Sie wüßten — Was hab ich gethan? — Was wird er mir antworten? — Ich bin verlohren.

Frau von Ranci, der die Ursach ihrer Verlegenheit unbekannt war, erstaunte über diese Reden. Ernestine erbrach nun das Schreiben, und indem ihre Blicke auf den so geliebten Zügen noch verweilten, überströmten sie Thränen der Freude. Sie drückte dieses tröstliche Schreiben an ihre Brust, und küßte es tausendmal. O mein theurer Freund, rief sie aus, vergeben Sie mir, vergeben Sie mir! — Nein, ich hätte nicht so böse von dir denken sollen, edler Clemengis! — Du bist gütig — bist redlich. — Sie entdeckte hierauf der Frau von Ranci die Ursach ihrer Verlegenheit, und erfüllte durch deren Mittheilung die Seele ihrer Freundin mit einem Theile der Angst, welche sich der ihrigen bemeistert hatte.

Als sie des Markis Schreiben noch einmal durchlesen hatte, fieng sie an unruhig zu werden. Was sollt' er mir wohl zu sagen haben? fragte sie die Frau von Ranci. Vielleicht will er mich verlassen, mich nicht mehr besuchen? Alles verkündigt mir eine traurige Trennung. Was

bedeu=

bedeuten diese Worte: „Da ich Ihnen sagte, ich „würde Ihnen nicht mehr lange beschwerlich seyn, „war ich weit entfernt, in ihrem Herzen jene „traurigen Gedanken rege zu machen, denen „Sie, wie ich nun sehe, nur allzusehr nach„hängen. Ich habe die Gelegenheit gesucht „und zugleich vermieden, Ihnen den Sinn die„ser Worte zu erklären. Ach, meine Theure, „welche traurige Entdeckung hab ich Ihnen zu „machen! Zu welch grausamem Opfer zwingt „mich meine Pflicht! Es ist mir nicht mehr „vergönnet, der Hoffnung, dereinst glücklich „zu seyn, in meinem Herzen Raum zu geben. Ach, schrie Ernestine bey dieser Stelle, ich verliere ihn; mein Herz sagt es mir! Wie? er sollte nicht glücklich seyn, und mich sehen und lieben können? Wie könnte eine und dieselbe Empfindung von so verschiedener Wirkung seyn? Meine Liebe zu ihm, ach! ist so ein groses Glück für mich; warum sollte denn die seinige die Glückseligkeit seines Lebens zerstören?

Sie erwartete mit Ungeduld die Stunde, in der sie den Markis zu sehen hoffte. Die Zeit verstrich ihrer Sehnsucht nur allzu langsam. Der Abend kam herbey; ihre Unruhe vermehrte sich. Am folgenden Morgen, bey ihrem Erwachen, überbrachte man ihr ein Schrei-

ben

den von dem Markis. Geschwind riß sie den Umschlag weg, und, da sie die Bestätigung ihrer bangen Ahndungen erwartete, fand sie solche in folgenden Zeilen.

Schreiben des Markis von Clemengis an Ernestinen.

„Ach, meine liebe Ernestine! kann ich, „nach der rührenden Probe, die Sie mir von „Ihrer Liebe gegeben haben, Ihnen, ohne „unter dem Schmerz zu erliegen, meine Ab„reise und ihren Erfolg ankündigen? Muß ich „Sie verlassen, Ihnen ein ewiges Lebewohl „sagen? Muß ich Ihr Herz mit demselben „Stoße durchbohren, von dem sich das „meinige so grausam verwundet fühlt? — Lie„benswürdiges Mädgen! zur Glückseligkeit „meines Lebens vom Himmel bestimmt, werth „des glänzendsten Glückes! Ach, daß das mei„nige nicht von mir abhängt! Pflicht, Er„kenntlichkeit, ein schon längst gethanes thörich„tes Versprechen, vernichten alle meine Hoff„nungen, und machen mich zum Sklaven des „Schicksals. Aber, welche Hoffnungen hatte „ich denn? Wie mocht ich mir schmeicheln, „ach! und Sie bewegen, eine so zwecklose

„unnütze Leidenschaft mit mir zu theilen?
„Das war unsinnig, war grausam von mir.
„Welche Bitterkeit, welche Vorwürfe, was
„für Qual! Werden Sie mir verzeihen, und
„mich nicht vielmehr verabscheuen, ewig has-
„sen? Theure, zärtliche Freundin, o verge-
„ben Sie mir, befreyen Sie mich bald
„von dieser nagenden Furcht, und sagen Sie
„mir, daß Sie mir verziehen haben! Versa-
„gen Sie mir einen Trost nicht, dessen mein
„Herz, mein traurendes Herz so sehr be-
„darf. — Mein Unglück ist reife. Mein
„Oheim hat alle Hindernisse hinweggeräumet,
„die meine Vermählung verzögerten. Er nö-
„thigt, er zwingt mich, der Mamsell von Saint
„André Bekanntschaft zu suchen. In einer
„Stunde reise ich mit ihrem Vater ab auf ein
„Gut, wo die Frau Marschallin uns erwar-
„tet. Morgen kommt seine Tochter aus dem
„Kloster zurück; man wird uns also einander
„zeigen, und — vermählen, ohne sich viel um
„uns zu bekümmern, oder uns zu fragen, ob
„unsere Herzen dazu geneigt seyn, oder nicht.
„Wie? meine liebste Ernestine! So soll ich
„mich verbinden, auf ewig verbinden und —
„nicht mit Ihnen? — Ich hoffte meiner Frey-
„heit länger zu geniesen; man hätte wenig-

„stens die Entscheidung des Gerichtshofs ab-
„warten sollen. Die Ungewißheit meiner Ge-
„rechtsamen auf eine ansehnliche Erbschaft und
„beträchtliche Einkünfte, verzögerten des Mar-
„schalls Einwilligung; aber die Freygebigkeit
„meines Oheims schlägt allen meinen Muth
„darnieder. Durch eine gesetzmäßige Schen-
„kung versichert er mich seines sämtlichen
„Vermögens, und raubt mir alle Hoffnung. —
„Soll ich Sie bitten, mich zu vergessen?
„Nein, ach nein! das kann ich nicht, kann
„nicht wünschen wollen, von Ihnen vergessen
„zu werden, noch meinem Herzen gebieten,
„daß es Sie vergessen soll. Ihr Andenken
„soll immer blühen, immer meinem Herzen
„theuer seyn. Ich werde nie aufhören, an
„Sie zu denken, werde Ihnen Briefe senden,
„Sie meiner Hochachtung, meiner Freundschaft,
„und, vielleicht wider meinen Willen, meiner
„Liebe versichern; das werd' ich thun; aber
„nie in der Absicht, daß sie dieselbe noch ein-
„mal mit mir theilen sollen, sondern viel-
„mehr nur darum, Sie zu überzeugen,
„daß die Zeit sie weder schwächen, noch
„vernichten könne. — Leben Sie vergnügt
„und glücklich! Möchte Ihnen doch das An-
„denken eines aufrichtigen, wahrhaften und
„beständi-

„beständigen Freundes, bisweilen Seufzer
„ablocken; aber keine schmerzhafte — nur zärt-
„liche! — Ich kann meine Thränen nicht zu-
„rückhalten; sie entfallen meinen Augen wider
„Willen, und löschen, was ich geschrieben
„habe, wieder aus. O, meine grosmüthige
„Freundin, ohne Zweifel werden Sie auch
„Thränen vergiesen, wenn Sie dieses lesen;
„möchten sie nur nicht so bitter seyn, wie die
„meinigen! Ich liebe Sie, ich bete Sie an,
„und dennoch fliehe ich Sie — dennoch ver-
„liere ich Sie — ich Unglückseligster unter
„den Sterblichen!

Ein schmerzliches Gefühl bemeisterte sich, bey Durchlesung dieses Briefes, des empfindsamen Herzens der Ernestine. Hundertmal brach sie ab, um ihren Thränen freyen Lauf zu lassen, und ihr bedrängtes Herz durch Seufzen und Wimmern zu erleichtern. Er reiset fort, sagte sie; er flieht mich; ich werde ihn nicht mehr sehen! — Er geht, sich mit einem glücklichen Mädgen zu verbinden, das man ihm ausersehen hat. — Sagte er mir nicht, ich solle vergnügt und glücklich leben? Sagte er so? Ach wie könnt ich das! wie ohne ihn vergnügt, ohne ihn glücklich seyn! Also klagte sie den ganzen Tag über.

Welche Hartherzigkeit! rief sie aus. Hat er abreisen können, ohne mich noch einmal zu sehen, zu sprechen, ohne seine Thränen mit den meinigen zu vermischen? Sie weinte, schrieb, und zerriß wieder, was sie geschrieben hatte, dachte dann ihrem Schicksal ein wenig nach, griff wieder nach der Feder, und warf sie abermals weg. Diese heftige Gemüthsbewegung setzte ihr so sehr zu, daß sie verschiedene Tage über ganz abgehärmt und krank darnieder lag. Des Markis Briefe, die Vorstellungen der Frau von Ranci, die Rückkunft der Mamsell Dümenil, ihre Sorgfalt und freundschaftliches Betragen, beruhigten sie endlich wieder. Sie gewöhnte sich, zu sagen und es sich oft zu wiederholen, daß sie niemals einige Hoffnungen gehegt habe, und beklagte sich nie über ihr Schicksal; vielmehr unterwarf sie sich demselben mit Geduld, und suchte in der Vernunft die Kraft, ihr widriges Geschick mit Gelassenheit zu ertragen.

Zween Monate verstrichen, während welchen der Markis von Clemengis seine Freundin jede Woche mit Briefen unterhielte. Er meldete ihr zwar nicht, ob seine Verbindung schon geschlossen seye; sie wagte es aber auch nicht, ihn darum zu fragen, aus Furcht,

diese schreckliche Nachricht von ihm zu vernehmen. Doch sollte sie das Schicksal des Markis bald wissen, und durch eine traurige Erfahrung lernen, mit welchem Leidwesen ein Liebesbindnis verknüpft sey, dem sich das Herz mit allzugrosem Vergnügen überläßt, und das ihm die Quelle der reinsten und dauerhaftesten Glückseligkeit zu seyn scheinet.

Eine Base der Mamsell Dümenil vermählte sich auf dem Lande, ungefähr zehn Meilen von Paris. Sie heyrathete einen sehr reichen jungen Mann. Wie dieser nun schon lange mit Entzücken dem süßen Augenblicke seiner Verbindung entgegen sah; so wollte er auch seine Hochzeit recht prächtig und glänzend haben, und machte zu dem Ende grose Zurüstungen. Henriette, die mit eingeladen war, an den Belustigungen dieses Tages Antheil zu nehmen, bat Ernestinen, sie auf dieser kurzen und angenehmen Reise zu begleiten. Sie schlug es anfänglich aus; gab jedoch dem dringenden Anhalten ihrer Freundin endlich nach. Ehe sie abreißte, ersuchte sie die Frau von Ranci, ihr die an sie einlaufenden Briefe durch besondere Boten zu übermachen; Aber es verstrichen etliche Tage, ohne daß Ernestine, weder von

der Frau von Ranci, noch dem Markis, einen einzigen Brief erhielte.

Als Mamsell Dümenil ihre Freundin auf das Land führte, bedachte sie nicht, daß von allen Zerstreuungen diese die allerunschicklichste seyn würde, wenn sie sie zum Augenzeugen einer solchen Feyerlichkeit machte. Man gibt vielleicht bey dem Marschall von Saint André izt die nemlichen Freudenfeste, sagte Ernestine seufzend; aber ein so süßes, seliges Gefühl erfüllt gewiß das Herz des Markis nicht. Er liebt nicht, und kann die Wonne nicht empfinden, der diese zwey Liebende sich so ganz überlassen. Indessen schreibt er mir nicht mehr. Glauben Sie, fragte sie Henrietten, daß er mir nicht mehr schreiben werde? Wird er mir diesen letzten armen Trost rauben? Ach, das wird er ohne Zweifel; wird nicht mehr an mich denken; sich nicht mehr darum bekümmern, ob ich noch lebe, oder tod sey! Was läge auch daran? Ich werde ihn dennoch lieben; dennoch wird meine Liebe zu ihm meine einzige und liebste Beschäftigung seyn. Niemals, niemals wird das Andenken des Markis von Clemengis in meinem Herzen erlöschen; und wäre es möglich, daß ich mit der Zeit mich seiner, ohne Schmer-

zen,

zen, erinnern könnte: so bin ich zum Voraus überzeugt, daß das niemals, ohne herzliche Theilnahme an seinem Schicksal, geschehen wird. Henriette suchte sie zu beruhigen, und ihren Kummer zu lindern; allein Ernestinens Lage fieng an, so bedenklich zu werden, daß guter Rath und freundschaftlicher Zuspruch sehr wenig mehr über sie vermochten.

Herr von Maugis, ein Freund des Hausherrn, langte am Morgen desselben Tages an, als man sich wieder zur Rückreise nach Paris anschickte. Man machte ihm den Vorwurf, daß er, dem innständigen Bitten und der freundschaftlichen Einladung gemäs, nicht erschienen sey, und erinnerte ihn an seine vormalige Zusage. Er antwortete, daß die Begebenheit, wovon man unterrichtet seyn würde, ihn genugsam entschuldige. Jedermann drang izt, begierig, diesen Vorfall erzählen zu hören, auf ihn zu. Zehn Personen fragten ihn auf einmal. Wie? fieng er darauf mit verwunderungsvoller Miene an; haben Sie von dem Unglück des Grafen von Saint Servains und meines Bruders noch nichts vernommen, und wissen auch nicht, daß der Markis von Clemengis von Hofe verwiesen ist?

Ernestine trat eben in den Saal, als Herr von Maugis dieses sagte; sie erstarrte und stand unbeweglich an der Thüre. Endlich lehnte sie sich, mit Anwendung aller Kräfte, die ihr der Schrecken noch übrig gelassen hatte, wider das Getäfel, um die fernere Erzählung des Herrn von Maugis anhören zu können.

So ist es! fuhr er fort; der Graf von Saint Servains wird scharf bewacht; seine Papiere sind weggenommen und seine Effekten versiegelt; auch mein Bruder, der sein vertrauter Freund war, ist in Verhaft. Das Verbrechen, welches man ihm zur Last legt, ist ein noch unerforschliches Geheimnis. Ein Mann, dessen Geschicklichkeit und Betriebsamkeit seine Staatsverwaltung so glücklich machten, dessen Uneigennützigkeit so allgemein bekannt und gepriesen war, dessen Menschenliebe ihm Aller Herzen gewann, leidet izt, durch Neid und Verläumdung angeschwärzt. Möchte er doch seine boshaften Ankläger beschämen und zu Boden treten!

Wie herzlich bedaure ich Ihren Bruder und den Markis von Clemengis! sagte der Herr von Elmont. Der Leztere war eben im Begrif, sich mit dem Fräulein von Saint

André

André zu vermählen; Diese Vermählung wird nun schwerlich zu Stande kommen. Gewiß nicht! erwiederte der Herr von Maugis. Er hatte diese traurige Nachricht, und den Befehl, sich nach Clemengis zu begeben, zwo Stunden vor Unterzeichnung des Ehetraktats erhalten, benachrichtigte sogleich den Marschall von dem Vorgang, und hub ihre wechselseitigen Zusagen selbst auf.

Ein verzweifelter Umstand, sagte Herr von Elmont, macht ihm nun die Ungnade seines Oheims zum doppelten Unglück: Sein Prozeß steht auf dem Punct der Entscheidung. Ja freylich! versezte Herr von Maugis, und ganz Paris glaubt, daß er ihn verlieren wird.

Während diesen Reden war Henriette unvermerkt zu der, für Schrecken ganz betäubten Ernestine hingetreten. Sie schlung ihren Arm um sie, und führte sie ans dem Saal in ihr Zimmer.

Ernestine schien bey dieser schrecklichen und unerwarteten Nachricht ganz unempfindlich; so sehr hatte sich die Bestürzung ihrer Sinnen bemeistert. Sie sah lange verwirrt und sinnlos umher, war ohne Sprache und Bewegung. Vergebens mahnte sie Mamsell Dümenil, die sie mit ihren Thränen benetzte, sich

durch eine ähnliche Ergiessung Luft zu verschaffen: Die Beklemmung ihres Herzens war zu gros, und die Thränenquelle vertrocknet. Nachdem sie ihre Freundin lange starr betrachtet, und ihre kraftlosen Hände zitternd gen Himmel gehoben hatte, fieng sie endlich beweglich an: Warum bin ich nicht tod? Ach, warum bin ich nicht gestorben, eh ich erfahren habe, daß der Markis von Clemengis unglücklich ist!

Ihre Thränen, die nun häufig zu fließen begannen, erleichterten ein wenig ihre beklemmte Brust, und brachten ihre Geister wieder in Ordnung. Aber welch banges Gewimmer, welche Klagen folgten auf diese Erstarrung! Verwiesen! wiederhohlte sie oft; der Markis von Clemengis verwiesen, zu Grunde gerichtet, verloren! — Nun schien sie wieder beruhiget, trocknete ihre Thränen ab, faßte Henrietten bey der Hand, und betrachtete sie einen Augenblick; dann schlug sie ihre Augen wieder nieder, sah sie beweglich an, seufzete tief, und schien Anstand zu nehmen, Henrietten ihre Gedanken mitzutheilen.

Ich plage Sie, fieng sie an, ach! und vielleicht beleidige ich Sie; aber ich beschwöre

Sie bey unserer Freundschaft, mir zu verzeihen, und sich meinem Vorhaben nicht zu widersetzen. — Wie könnt' ich den Markis von Clemengis im Stiche lassen, theuerste Henriette! Wie ihm meine Unterstützung versagen, deren er izt so sehr bedarf! Er ist verwiesen, seine Vermählung aufgehoben, sein Glück zerstöhrt; er ist auf dem Punkt, seine letzte Hoffnung zu verlieren; ist elend, unglücklich. Ich will diesen edeln Unglücklichen aufsuchen; Vielleicht wird mein Anblick seinen Kummer lindern; und, könnt' ich ihn auch gleich nicht trösten: so kann ich doch wenigstens sein Unglück mit ihm theilen. Ich werde mit ihm dulden, wimmern, sterben. — Wenden Sie mir nichts dagegen ein, ich bitte Sie, und sagen Sie mir nichts von den Vorurtheilen der Welt, noch von den strengen Gesetzen des Wohlstands. Ich verachte sie, wenn sie mit Grausamkeit verknüpft sind. Gibt es heiligere Gesetze, als die der Freundschaft? heiligere Pflichten, als die der Erkenntlichkeit? Wem bin ich Achtung schuldig? Von wem hänge ich ab? Wenn mein Betragen strafbar ist; so will ich allein dafür büssen. — Ich will alles, was ich habe, zu Geld: machen, und dem Markis insgeheim

alles

alles wieder geben, was ich von ihm empfangen habe. Wie könnt' ich dieser Wohlthaten länger geniessen, da der, von dem ich sie erhielt, im Unglücke seufzet! Glückselig zwar in Anderer, aber undankbar in meinen Augen, wie könnte mir das Leben erträglich seyn!

Mamsell Dümenil dachte zu edel und richtig, um nicht einem Theil dieses Vorhabens ihren Beyfall zu geben; was aber den andern, mehreres Nachdenken verdienenden Theil betraf; fand sie Ernestinen so fest entschlossen, daß, wenn man ihr von der Reise nach Clemengis hätte abrathen wollen, man, ohne sie jedoch von ihrem Entschluß abzubringen, sie nur äusserst würde betrübet haben. Sie übergieng daher diesen Punkt weislich mit Stillschweigen, ließ sie solches nach Wohlgefallen erklären, und Beyde rüsteten sich zur Rückreise nach Paris.

Unterwegs erinnerte sich Ernestine eines ehrwürdigen Greises, der des Markis von Clemengis Geschäfte zu Paris besorgte, und demselben eifrigst ergeben war. Er hies Lefrank. Während ihres Aufenthalts bey Herrn Dümenil, hatte sie ihn oft bey dem Markis gesehen, und durch ihn hatte dieser den Mahler

ler kennen gelernet. Sie erinnerte sich, daß dieser Greis in der Nachbarschaft wohne. Ihre erste Sorge war daher, als sie wieder zu Montmartre ankam, diesen Mann durch ein Briefgen auf den folgenden Morgen früh zu sich zu bitten. Ein dringendes Geschäft, worinn er sich ihr sehr verbinden könnte, hätte ihr, schrieb sie ihm, angerathen, ihn zu sprechen, und sich seines Raths zu bedienen. Er verfügte sich um die bestimmte Zeit nach der Abtey.

Die Gegenwart eines Mannes, der den Markis von Clemengis liebte und demselben angehörte, erregte in ihrem Herzen die lebhafteste Empfindung. Sie wollte sich erklären, fieng an, zu reden; aber ihre Thränen nöthigten sie, wieder einzuhalten.

Der redliche Greis, entzückt, die schöne Schülerin seines alten Freundes wieder zu sehen, versicherte sie seiner Bereitwilligkeit, ihr zu dienen, und betheuerte tausendmal, ihre Befehle auf das pünktlichste zu vollziehen. Es war ihm wohl bekannt, wie sehr sie der Markis liebte; er hielt sie daher der nemlichen Achtung werth, als wenn sie eine Schwester des Markis gewesen wäre.

Ernestine nahm das Erbieten seiner Dienste mit Vergnügen an. Sie eröffnete ihm izt ihr Herz, und erzählte ihm umständlich die Güte des Markis, und wie viel Erkenntlichkeit sie lebenslang dafür haben würde. Und, indem sie dem Herrn Lefrank ihre Kostbarkeiten, ihr Edelgestein und verschiedene andere verkäufliche Effekten einhändigte, bat sie ihn, solche bestmöglich zu verkaufen, und das daraus erlösende Geld dem Markis seinem Herrn, zu übermachen, ohne ihm jedoch jemals zu entdecken, woher es gekommen seye. Zugleich bat sie ihn, mit Mamsell Dümenil die Mittel zu verabreden, um eine gewisse Summe Geldes auf ihr Landgut lehnsweis zu erhalten, und damit jene dem Markis zu überliefernde Summe zu vermehren. Sie empfahl ihm äusserste Sorgfalt und Verschwiegenheit.

Herr Lefrank wußte, daß Ernestine ihr Glück alleinig dem Markis von Clemengis zu verdanken hatte; welche Wege aber derselbe eingeschlagen, um sie sich verbindlich zu machen, war ihm unbekannt. Ihr Schreiben versicherte ihn, daß ihr Glück von dem Markis abhienge; daher konnte er auch, wie er sie so niedergeschlagen fand, nicht anders denken, als daß sie, bey den dermaligen Widerwärtig-

keiten

keiten seines Herrn, mit ihm über ihr Interesse würde zu Rath gehen wollen.

Wie erstaunt war er nun, als er das Gegentheil fand! Seine Bestürzung machte ihn einige Augenblicke sprachlos. Bald betrachtete er Ernestinen, bald den Schatz, den sie ihm anvertraute; dann sah er Ernestinen abermal aufmerksam an, und schien zu zweifeln, ob er sich nicht betröge. Finden Sie Bedenken, mir diese Gefälligkeit zu erzeigen? fragte sie ihn mit einer unruhigen Miene. Nein, Mamsell, nein! erwiederte er; ich werde Ihren Wunsch erfüllen, vielleicht noch übertreffen. Seyn Sie indessen ruhig. Auf das Gewissenhafteste werd ich dieses Geschäfte besorgen. Der Herr Markis hätte seine Liebe auf keinen würdigern Gegenstand werfen können; nur wünschte ich, daß ihm der Himmel den Grafen von Saint Servains, sein Glück und seine Gesundheit wieder schenken, und eine so zärtliche und schätzbare Freundin lange erhalten möchte.

Seine Gesundheit! fiel ihm Ernestine lebhaft ins Wort; Ach, mein Gott! so ist er denn krank? Erschrecken Sie nicht, Mamsell! antwortete Herr Lefrank; er war krank, sehr krank; aber er befindet sich wieder besser. Ich hoffe ihn nächstens zu sehen; Wenn der

Erfolg

Erfolg meiner Erwartung entspricht; so denke ich noch vor Ende dieser Woche zu Clemengis zu seyn. Beruhigen Sie Sich nur, Mamsell; ich werde nicht abreisen, ohne Ihre Befehle vorher eingeholet zu haben. Vielleicht melde ich Ihnen alsdann schriftlich, was die Furcht, eine etwa ungegründete Hoffnung in Ihrem Herzen zu erregen, mir izt noch zu verschweigen befiehlt. Als er dieses gesagt hatte, grüßte er Ernestinen ehrerbiethig, und gieng nach Hause.

Mit welcher Schwermuth wurde nun Ernestinens Herz aufs Neue erfüllt! Der Markis von Clemengis unglücklich! — Der Markis von Clemengis krank, vielleicht in Gefahr! Wie hätte sie diesen grausamen Gedanken ertragen können? Wenn auch gleich Henriettens Stillschweigen ihr Betragen mißbilligte, und die Furcht, dieser wahrhaften Freundin zu mißfallen, ihr Vornehmen ein wenig schwanken machte; so überwog doch der Zustand des Markis alle die Betrachtungen, die ihre Maasregeln hätten ändern können. Sie schrieb an die Mamsell Dümenil. Ihr Schreiben bewog Henrietten, ihrer innständigen Bitte nachzugeben, ihr einen Wagen zu verschaffen, einen von ihren Leuten als Vorreiter

ter mit zu geben, und Postpferde für sie zu bestellen. Gegen Mittag reißten Frau von Ranci und Ernestine nach Clemengis ab.

Welche Ungeduld, wie viele Seufzer und Thränen während der Reise! Ach, wenn ich ihn nicht mehr sähe! sagte sie zur Frau von Ranci; wenn mir das Schicksal ihn raubte; wenn ich verurtheilt wäre, seinen Tod zu beweinen! Ach, könnt ich dann noch leben; könnt ich aussprechen und mir wiederholen: Er ist nicht mehr! Eine schlaflos und mit Winseln zugebrachte Nacht, so viel Kummer, so viel Verzweiflung, wozu izt noch die Ermüdung von der Reise kam, hatten am zweyten Tage ihre Kräfte völlig erschöpft und sie genöthiget, in einem kleinen Dörfgen Halte zu machen. Sie konnte die Bewegung des Wagens nicht aushalten, und bekam öftere Ohnmachten. Frau von Ranci erhielt endlich, auf freundliches Zureden, so viel von ihr, daß sie etwas Speise zu sich nahm und sich zu Bette begab. Ein langer, sanfter und erquickender Schlaf setzte sie wieder in den Stand, am folgenden Tag ihre Reise fortzusetzen. Sie kam am Abend des dritten Tages zu Clemengis an.

Verschiedene von des Markis Bedienten kannten Ernestinen schon vorhin; und die Ersten, welche sie aussteigen sahen, liefen sogleich freudig voraus, dem Markis ihre Ankunft zu melden. Er wollte es nicht glauben. Er sahe sie, und noch zweifelte er, ob sie es wäre. Sie trat zitternd zu seinem Bette hin, fiel auf die Kniee nieder, faßte des Markis Hand, die er ihr darreichte, drückte sie sanft, küßte sie und benetzte sie mit ihren Thränen.

Ist sie's? Ist's Ernestine? wiederholte der Markis, bat sie aufzustehen, und sich bey seinem Bette niederzusetzen. Wie? Meine liebenswürdige Freundin würdigt mich hier ihres Besuches? Theuerste Ernestine, welche süße, welche angenehme Ueberraschung! Ach, ich erwartete diese so schätzbare Güte nicht!

Und warum, mein Herr! warum erwarteten Sie solche nicht? fragte Ernestine in dem gerührtesten Tone. Setzen Sie mich mit denen Freunden in eine Reihe, die das Unglück von ihren Freunden entfernet? Halten Sie mich so unempfindlich, so undankbar? Haben Sie vergessen, daß Sie mir Alles in der Welt sind? Ach, daß meine Gegenwart, meine Sorgfalt, daß die stärksten Proben meiner Liebe Ihre Schmerzen lindern könnten! Sagen

gen Sie mir, mein Herr! o sagen Sie mir, ob sie es können, und ich verlasse Sie nimmer? Wie theuer würden mir alle Augenblicke meines Lebens seyn, wenn unter ihnen täglich nur Einer, ach! nur Einer wäre, der durch meine Gegenwart, oder durch mein Bestreben, Ihnen zu gefallen, das Andenken Ihres erlittenen Verlusts erlöschen und einen Stral von Heiterkeit in Ihrer Seele entzünden könnte!

Der Markis erröthete bey diesem Wunsch; er faßte Erneſtinens Hände, und benetzte sie mit den heisesten Zähren, die je dem männlichen Auge entquollen sind. Ach, wie konnt ich, rief er aus, die gröſte Glückseligkeit eiteln Entwürfen, meine wärmsten Wünsche seltsamen Vorurtheilen aufopfern! Ist das Erneſtine, das liebenswürdige Mädgen, das ich der Ehrsucht und einem thörichten Stolz aufzuopfern, grausam genug seyn konnte; das Mädg'n, das mich so zärtlich liebt; das einen Unglücklichen, einen vielleicht Verbannten in dieser Wüste zu besuchen und zu trösten, sich durch grosmüthiges Mitleid bewegen ließ! — Ach, ich fühle schon, daß meine Schmerzen sich mindern, seitdem ich sehe, daß Erneſtine sie mit mir theilet! Alles macht

izt in meinem Herzen dem Verdrusse Raum, daß ich für ihre Güte nicht erkenntlich genug seyn kann!

Ernestine wollte eben reden, als ein verwirrtes Getös sich in dem Vorzimmer hören ließ. Plötzlich wurde die Thüre geöffnet, und Herr Lefrank, durch die Bedienten des Markis mehr getragen, als geführt, erschien in dem Zimmer, und rief frohlockend aus: Ihr Prozeß ist gewonnen, mein Herr! und des Grafen von Saint Servains Ankläger sind darnieder geschmettert und in Verhaft; ich habe der Erste seyn wollen, der Ihnen diese erfreuliche Nachricht überbrächte.

Mein Oheim gerechtfertiget, mein Prozeß gewonnen! schriee der Markis. Ach, so werd' ich doch endlich den Trieben meines Herzens folgen, so viele Liebe, so vielen Edelmuth und so viele Tugenden erwiedern und belohnen dürfen! — Komm, meine liebste Ernestine, komm in die Armen deines Gemahls! Meine Kinder! rief er seinen Bedienten zu, die alle vor Freude weinten; meine lieben Kinder, seht hier euere Gebieterin! Und zum Herrn Lefrank sagte er, indem er ihm die Hand reichte: Sie aber, mein getreuer und rechtschaffener Freund,

seyn

seyn Sie der Erste, der der Markise von Clemengis seinen Glückwunsch abstattet!

Izt erhub sich im Zimmer ein allgemeines Freudengeschrey. Ernestine war von Allen geliebt und geschätzt, und sie verdiente das Glück, dessen sie nun theilhaftig werden sollte. Frau von Nanci hub die Hände gen Himmel, und dankte ihm innbrünstig; umarmte dann Ernestinen, und sprach ihren zärtlichsten Seegen über den Markis und seine Geliebte. Nun entdeckte Herr Lefrank das Geheimnis, das Ernestine ihm anvertraut hatte, und erzählte dem Markis ihre grosmüthige Handlung. Sie selbst aber, da sie wegen seiner Gesundheit noch in Sorgen stand, wagte es nicht, sich der Freude zu überlassen. Man sprach ihr indessen Muth zu. Der Markis war zwar noch schwach und entkräftet, aber doch auf Besserung, und die Heiterkeit seines Gemüths bewirkte gar bald seine Genesung.

Wir wollen den Leser, durch eine umständliche Erzählung, die weitläuftiger, als merkwürdig seyn würde, nicht länger ermüden. Er wird sich das Glück zweyer so zärtlich Liebenden leicht vorstellen können. Der Graf von Saint Servains trat,

an seinen Feinden gerochen, wieder ins Ministerium, und verzieh seinem Neffen eine Verbindung, die ihn so glücklich machte. Henriette nahm den zärtlichsten Antheil an dem Glück ihrer Freundin. Frau von Nanci kehrte, mit Geschenken und Wohlthaten überhäuft, in ihre Einsamkeit zurück. Der Madam Dümenil, die nun ihren Fehler einsah und bereute, wurde von Herzen vergeben; und Ich, die ich von dieser sanften und gefühlvollen Ernestine nichts mehr zu sagen habe, werde mich vielleicht mit der Unruhe und Verlegenheit einer andern * beschäftigen.

* Die Verfasserin heißt Ernestine.

LB Coburg

Verbesserung
einiger zu spät bemerkten Fehler.

S. 7. Z. 5. von unten, lies, statt: erfahrne, Weltkundige.

S. 34. Z. 17. von oben, u. folg. lese man: Vor seiner Abreise, nur immer mit dem Wunsche beschäftigt, — — lies ihm der Zweifel so viel Kraft übrig, — — Aber sie jetzt gerührt zu sehen ꝛc.

S. 43. Z. 7. und 8. von oben, ist also zu lesen: hatte, wie sie mich in den Genuß derselben setzte, nicht aufgehört ꝛc.

S. 54. Z. 6. von oben, lies, statt: eine Liebe, meine Liebe.

S. 59. Z. 5. von unten, für: anzulegen, lies: aufzulegen.

S. 66. in der Mitte, lese man: genoß ich eines, vielleicht den meisten Menschen unbekannten Glücks ꝛc.

S. 75. Z. 4. von oben, statt: nöthigte Ernestinen, nicht vor ihrer ꝛc. lies: nöthigte Ernestinen nicht, vor ihrer ꝛc.

S. 78. Z. 5. von unten, für: ihrer eigenen, lies: meiner eigenen.

Geringere Fehler, die etwa noch hier und da vorkommen mögten, wird man, bey der Eile, womit diese Uebersetzung gemacht werden müssen, entschuldigen.

LG Coburg

Verzeichniß
einiger [illegible] gebliebenen Fehler.

S. [illegible] Z. 5 von unten, statt: [illegible], lies: [illegible]

S. [illegible] Z. [illegible], lies: [illegible] Der [illegible] Streich — [illegible] kommen mit dem [illegible] — [illegible] — Wort [illegible] zu [illegible]

S. [illegible] Z. [illegible] von oben, ist [illegible] wie sie nicht in den Geruch [illegible] [illegible], nicht [illegible] 2c.

S. [illegible] Z. [illegible] von unten, statt: [illegible] lies: [illegible]

S. [illegible] Z. [illegible] von unten, statt: [illegible] lies: [illegible]

S. [illegible] von unten, lies: [illegible] [illegible] Menschenverstandes [illegible]

S. [illegible] von oben, statt: [illegible] nicht [illegible] welche die Menschen nicht, wo [illegible]

S. 78. Z. [illegible] von unten, statt: [illegible], lies: [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] müssen, [illegible] [illegible]

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Riccoboni, Marie Jeanne de Heurles Laboras de Mezières,

Ernestine

Frankfurt ; Leipzig 1781

Coburg, Landesbibliothek -- C II 10/32
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11919706-3